

1. Zur topographischen Situation der Burg Obergösgen	78
2. Das Erdwerk von Obergösgen	80
3. Die Untersuchungen am Burgturm 1986/87	84
3.1 Sondierung 1986	84
3.2 Das Turmfundament	84
3.3 Spuren einer älteren Burg	86
3.4 Burgturm	86
3.5 Turminneres	88
3.6 Tankzisterne	88
3.7 Bedachung	90
4. Die Kleinfunde	90
4.1 Altfunde	90
4.2 Funde der Sondierung 1986/87	91
4.3 Fundkomplexe	91
4.4 Zur Datierung der Funde	91
4.5 Der Fundkatalog	91
4.5.1 Prähistorische Keramik	91
4.5.2 Römische Keramik	91
4.5.3 Mittelalterliche Geschirrkernamik	91
4.5.4 Unglasierte Ofenkeramik	92
4.5.5 Glasierte Ofenkeramik	92
4.5.6 Metall	93
4.5.7 Baukeramik	93
5. Siedlungsgeschichtliche und historische Fragen	97
6. Die Konservierung der Turmruine	97
7. Die Burg als Biotop	100
8. Anmerkungen	102

1. Zur topographischen Situation der Burg Obergösgen

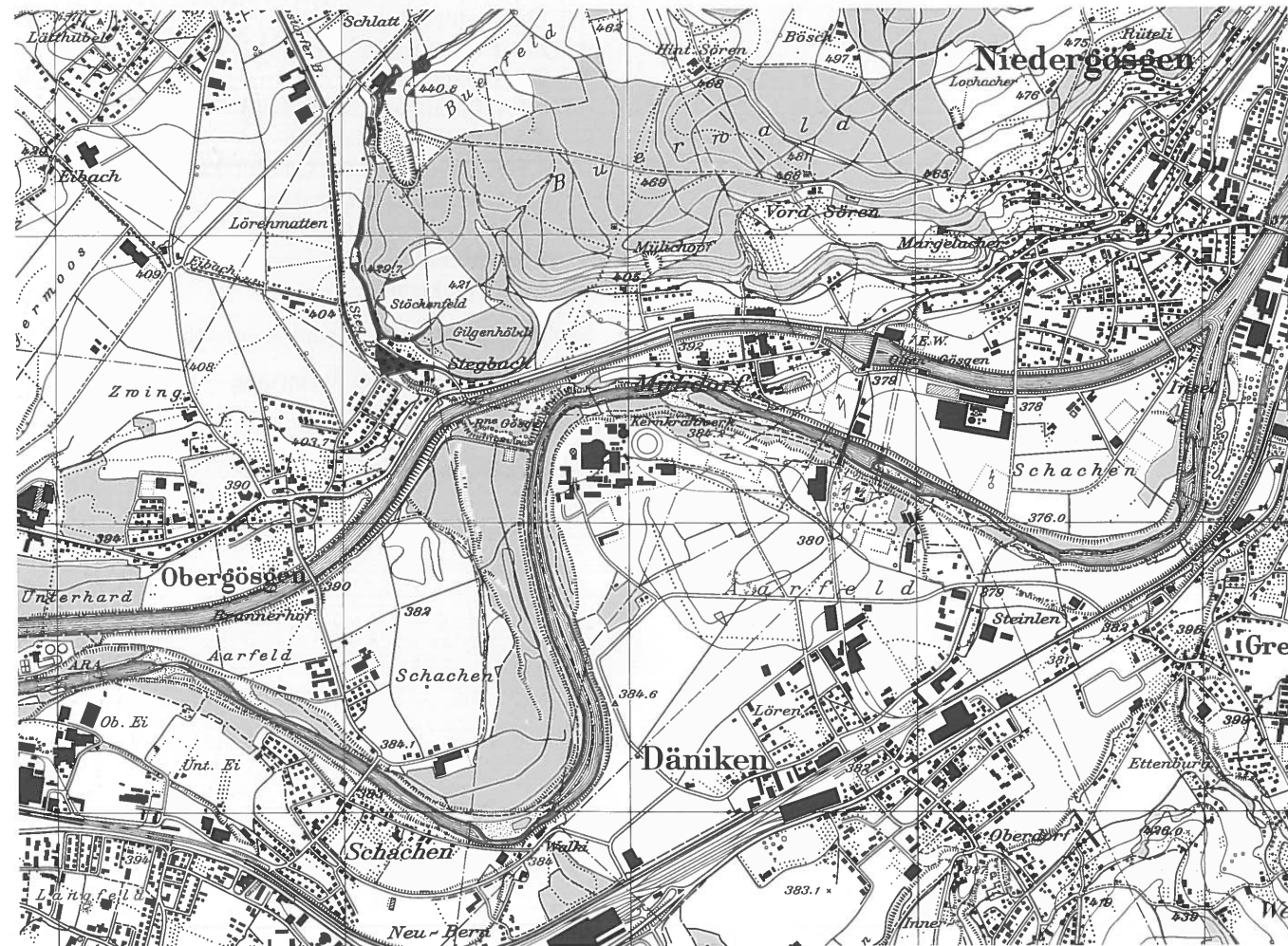
Am südlichen Ufer des Aarekanals zwischen Ober- und Niedergösgen erheben sich auf einem kleinen bewaldeten Hügel die Reste der Burg Gösgen, die heute zur Unterscheidung der um 1230 erbauten Burg bei Niedergösgen als Burg Obergösgen bezeichnet wird. Im Vergleich zu anderen Burgstellen der näheren Umgebung liegt die Burg in relativ ungeschützter, offener Lage; es fällt dem Besucher schwer, einen speziellen taktischen Wert, wie er beispielsweise bei einer Höhenburg sehr offensichtlich ist, zu erkennen.

Die gegenwärtige topographische Situation der Burg Obergösgen entspricht jedoch in keiner Weise mehr der ursprünglichen Situation, die – wie wir noch sehen werden – einst durchaus günstige Voraussetzungen für den Bau einer Burg bot.

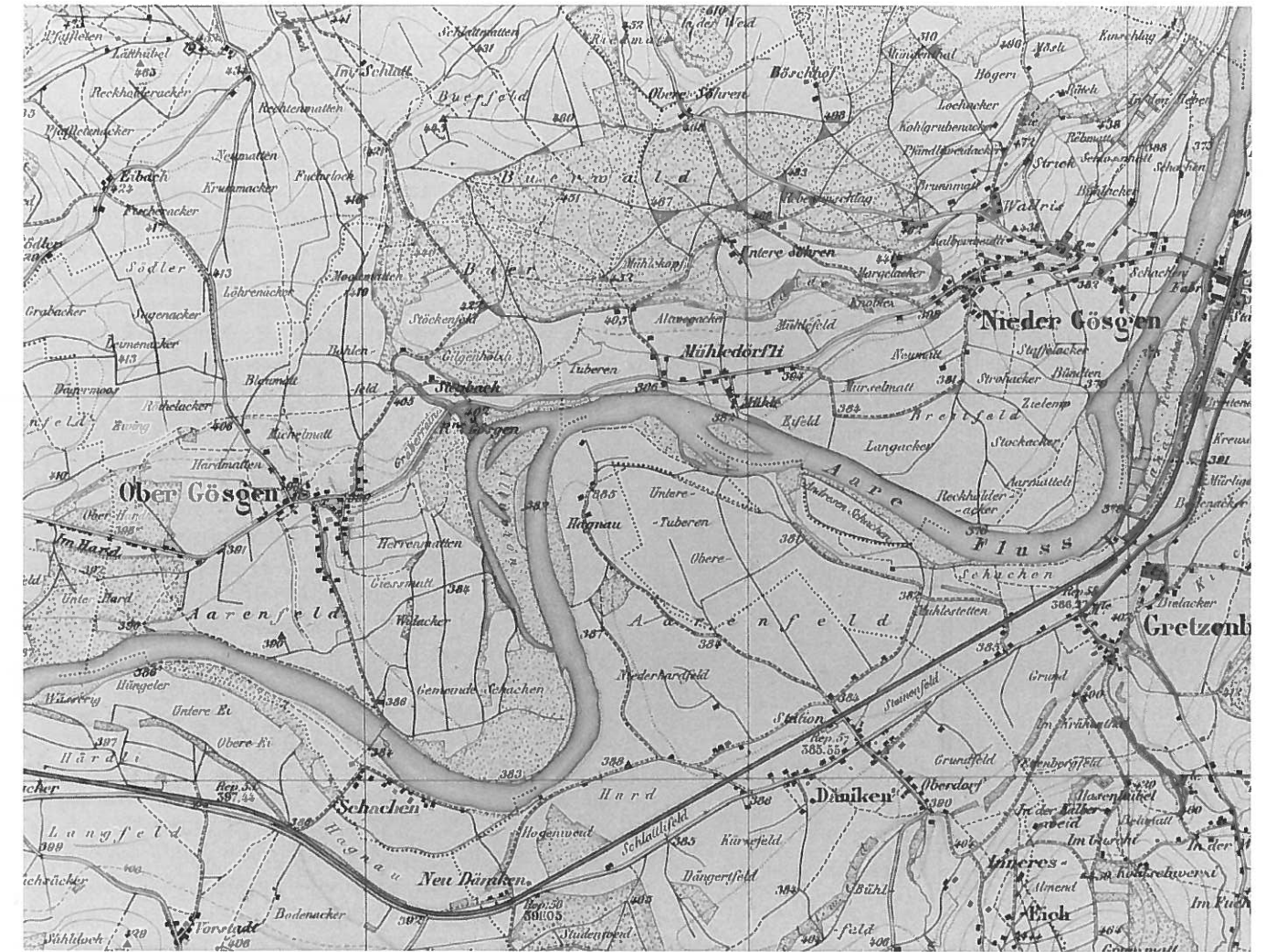
Vor etwa 80 Jahren wurde nämlich die Landschaft um die Burgruine vollständig verändert. 1914/15 erbaute das Elektrizitätswerk Olten-Aarburg AG (heute Aare-Tessin AG) den Aarekanal, der das Wasser der Aare, bei Winznau aus dem Fluss abzweigend, zum Maschinenhaus bei Niedergösgen leitet. Im Zuge dieser Bauarbeiten wurde das nördlich der Burg gelegene Gelände abgetragen und die

südlich vor der Burg sich ausbreitende Niederung mit Aushubmaterial aufgeschüttet; daran erinnert heute noch der Flurname «Kipp». Das ursprüngliche Konzept, für das das EW Olten-Aarburg bereits 1909 die Konzession erhielt, sah vor, das Maschinenhaus direkt bei der Burgruine Obergösgen zu bauen, womit wohl diese abgetragen worden wäre. 1912 wurde dann aber das Projekt dahingehend geändert, dass das Maschinenhaus nach Niedergösgen zu liegen kam, um die Burgruine vor dem Verschwinden zu bewahren [1].

Wie das Gelände vor dem Kanalbau war, zeigt uns ein Blick auf den Topographischen Atlas [2]. Damals stand die Burg Obergösgen am nördlichen Steilrand der sumpfigen Aareniederung, in der ein stillgelegter Seitenarm der Aare lag. Am Fuss des steilabfallenden Felsen floss bis zur Aarekorrektur von 1870 der Hauptarm der Aare vorbei. Die Burg stand am Prallhang, am äusseren Rand der Flussbiegung. Dadurch war der weiche Untergrund (Juraschotter) naturgemäss dem Abtrag durch den Fluss besonders stark ausgesetzt. Dies führte zur Unterhöhlung des Burghügels, und vermutlich noch im 15. Jahrhundert stürzte der unterhöhlte Teil ein und riss Stücke der Burg mit sich. Bis um 1850 hatte dann die Aare den grössten Teil des Burghügels mitsamt der darauf stehenden Burg abgetragen und fortgeschwemmt [3]. So stand nur noch die Nordwand des Burgturmes auf festem Boden, während die



Ausschnitt aus der Landeskarte 1:25 000, Blatt Nr. 1089 von 1988. Reproduziert mit Bewilligung des Bundesamtes für Landestopographie vom 23. 5. 1991.

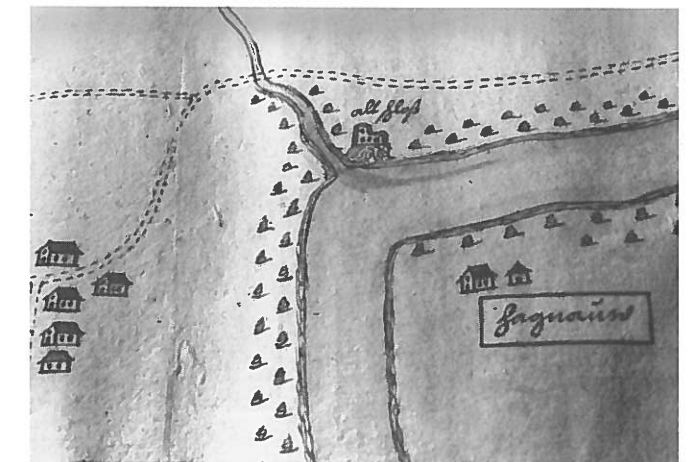


Ausschnitt aus dem Topographischen Atlas, 1:25 000, Blatt 152, 1881. Die Ruine Gösgen liegt am nördlichen Rand eines stillgelegten Seitenarms der Aare.

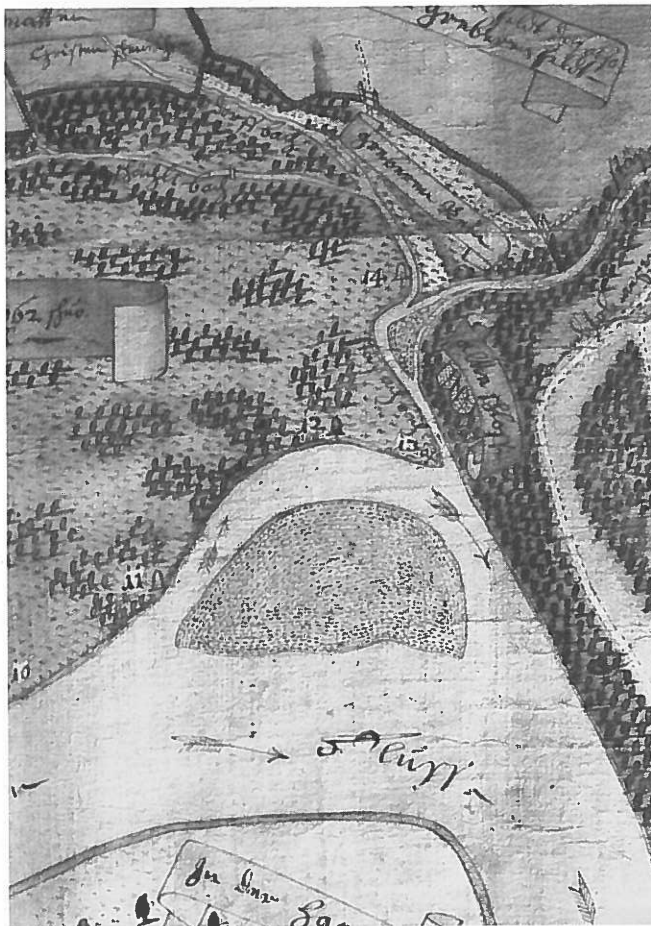
noch erhaltenen Reste der Ost- und Westwand in der Luft hingen. Ohne die Aarekorrektur von 1870, die den Hauptarm der Aare gegen Osten verlegte, wäre wohl heute überhaupt nichts mehr von der Burg zu sehen!

Aus der Karte von 1876 können wir entnehmen, dass die Burg Obergösgen im Mittelalter unmittelbar über der Aare stand und auf dieser Seite durch eine etwa 10 Meter hohe Steilwand auf natürliche Weise geschützt war. Dass die Burg am Ufer der Aare stand, ist indirekt auch dadurch bezeugt, dass im Jahre 1471 die Stadt Aarau von Solothurn die Erlaubnis erhielt, für den Neubau der Stadtkirche die Burg Obergösgen abzurechen und die gewonnenen Steine per Schiff nach Aarau fahren konnte [4]. Daraus entnehmen wir, dass die Steine vom Burgplatz direkt auf die Schiffe verladen wurden und nicht erst mit Wagen herbeigeschafft werden mussten; und dies war nur möglich, wenn die Burg direkt über dem Wasser stand. Die unmittelbare Lage über der Aare, und damit die ursprünglich gut ausgewählte Situation des Burgplatzes zeigen auch die im 18. und 19. Jahrhundert erstellten Pläne und Karten.

So ist im Jahre 1713 im «Grundriss und Landmarche zum Schultheissenamt Olten» [5] die Burg am Ufer der Aare eingetragen; markiert ist eine Ruine auf einem Hügel



Ausschnitt aus dem Plan des Schultheissenamt Olten 1713 (StA SO Kc 6).



Ausschnitt aus dem Plan des Gemeindebannes Obergösgen 1744 (StA SO Ck 3).

trägt die Bezeichnung «alt schloss». Nach dem «geometrischen Plan des Obergösgeramtes Ao 1744» lag die mit «alt schloss» bezeichnete Ruine an einem Seitenarm der Aare [6]. Überraschenderweise ist in den Korrekptionsplänen der Aare von Tulla (1809) und La Nicca (1844) die Ruine nicht eingetragen, wohl aber im «Plan des Gemeindebann Obergösgen» von 1828/29, wo die Ruine als «rudera Hagnau» bezeichnet wird und an einem Seitenarm der Aare liegt [7]. Nach dem Situationsplan der Aare aus dem Jahre 1882, der als Grundlage für die Korrektur diente, lag die Burg an einem stillgelegten Seitenarm der Aare [8].



Ausschnitt aus dem Plan des Gemeindebannes Obergösgen 1828/29 (StA SO F 65 1/2).

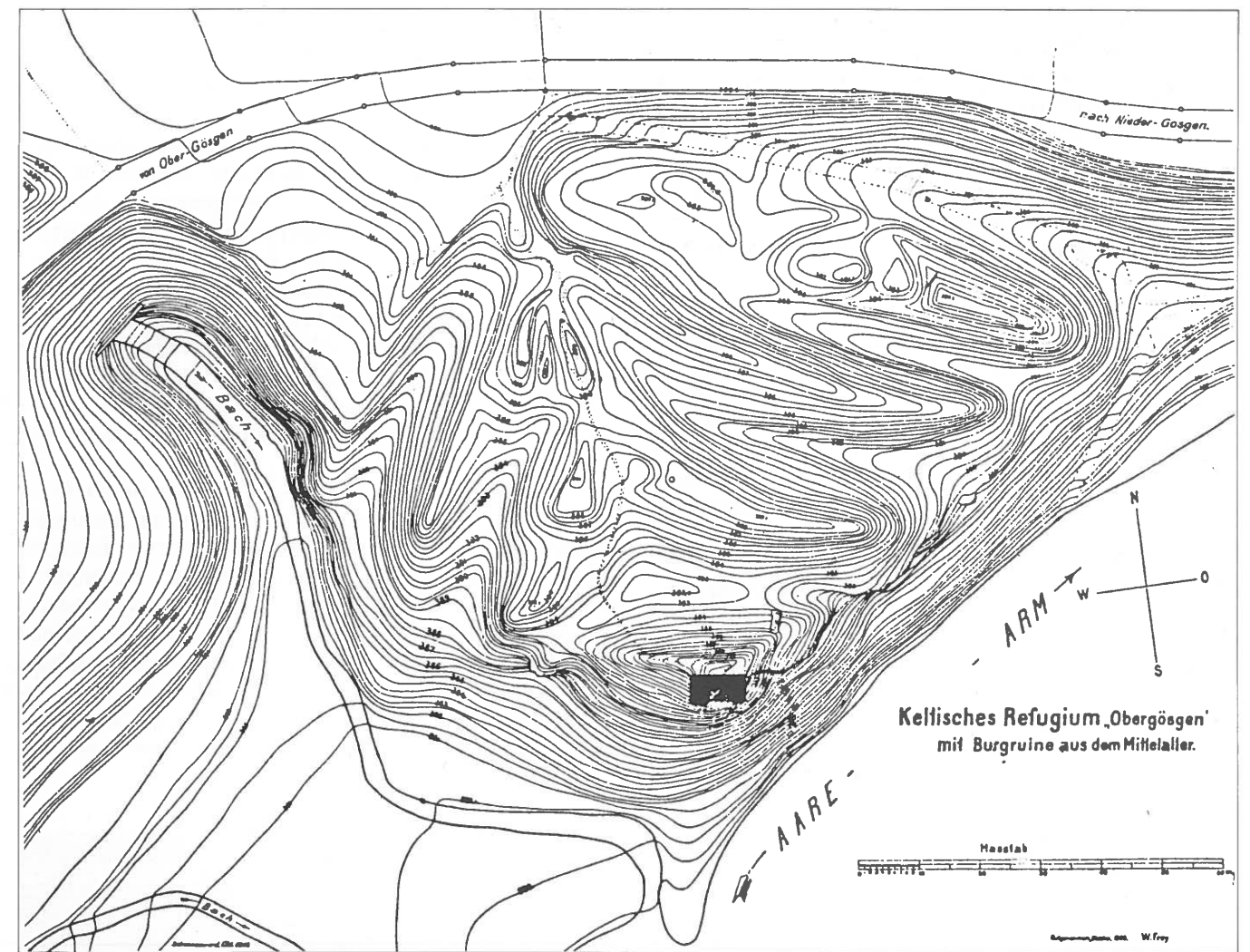
2. Das Erdwerk von Obergösgen – prähistorisches Refugium oder mittelalterliche Erdburg?

Bereits die Beschreibung von Rahn [9] lässt erahnen, dass die Burg Obergösgen mit Wall und Graben umgeben war: «Bei der Stelle . . . gehen in südlicher Richtung drei parallele, dammartige Berggräte aus. Sie sind mit dichtem Laubwald bestanden und durch Tobel getrennt, die von der Landstrasse erst mässig und sodann jäh gegen die Niederung abfallen, durch welche ein Nebenarm der Aare fliesst. Auf der Kuppe, welche das Südende des westlichen Grates bildet, hatte die Burg gestanden. . . Der einzige Überrest der Burg ist die Hälfte eines Rundturmes, der sich auf der Kuppe erhob. Der innere Durchmesser beträgt etwa 4 Meter und die Dicke der Bruchsteinmauer 2,30 Meter.»

1903 begann Alex Furrer aus Schönenwerd die im Wald und Dickicht verborgenen Wälle zu untersuchen und kam zum Schluss, dass es sich hier um eine prähistorische Wallanlage mit drei Gräben und Wällen handeln müsse, in die im Mittelalter ein Burgturm eingebaut wurde. Auf Anregung von Heierli und mit finanzieller Unterstützung von Bally-Prior wurde 1909 (im selben Jahr wie die Konzessionserteilung für den Kanalbau) durch Wilhelm Frey eine genaue topographische Aufnahme des Geländes gemacht, die als Grundlage für eine systematische Grabung im Sommer 1910 dienen sollte [10]. Dank dieser präzisen Geländeaufnahme, die auch publiziert wurde, wissen wir heute, dass die Burgruine Gösikon ursprünglich in einem ausgedehnten Erdwerk stand, von dem allerdings heute nichts mehr zu sehen ist, aus bekannten Gründen.

Im Winkel zwischen Aare und dem einmündenden Stegbach erhebt sich in Spornlage der Turm der Ruine. Gegen Stegbach und die Aare ist der Burgplatz auf natürliche Weise durch steilabfallendes Gelände geschützt. Nördlich des Turmes erheben sich drei bis zu 10 Meter hohe Erdwälle, die sich von Ost nach West erstrecken. Am Westende knicken sie gegen Süden um und gehen bis ans Ufer des Stegbaches. Das Erdwerk umschliesst also winkelförmig einen kleinen Siedlungsplatz auf dem Sporn über der Aare. Zur besseren Darstellung der Situation, und um eine Diskussion über dieses Erdwerk anzuregen, wurden nach den Plänen von Frey mehrere Gipsmodelle erstellt [11].

Das aufgrund verschiedener kleinerer Sondierschnitte 1910 zusammengetragene geologische Profil der Wallanlage [12] zeigt, dass der Untergrund aus Malmkalk besteht, auf dem eine mehrere Meter mächtige Kiesschicht aufliegt, die durch Versinterung nagelfluhartig verkittet ist. Unterwaschene, höhlenartige Felsvorsprünge ragen aus dem Boden. Dieser kompakten Kiesschicht ist eine lockere, ca. 2,3 Meter mächtige Schotterschicht aufgelagert, die aus gerundeten Kalksteinen, vermischt mit rötlichem Lehm, besteht. Wie das 1910 publizierte Profil zeigt, sind die aufgeworfenen Erdwälle aus diesem Juraschotter; das aus den Gräben herausgeschaukelte Material wurde beidseits zu Wällen aufgehäuft.



Topographischer Plan der Burg Obergösgen aufgenommen 1909 von W. Frey, publiziert in JbSGU 4/1911, S. 150.

Der zu Füßen des Turmes liegende Graben wurde von Furrer genauer untersucht und erbrachte «Mauersteine, Mörtel, Ziegelstücke usw.» [13]. Furrer ging von der Hypothese aus, dass das ganze Erdwerk eine frühmittelalterliche, karolingische Burg sei, zu deren Sicherung nach Art prähistorischer Refugien Wälle und Gräben errichtet wurden. Doch der Fund eines Unterschenkelknochens des Torfrindes (*bos taurus brachyceros*) und eines römischen Silberdenars von Marc Aurel verleiteten ihn zum Schluss, dass es sich doch um ein prähistorisches Refugium handeln müsse, das er aufgrund der wenigen Funde in die Eisenzeit datiert [14]. Furrer tat dies wohl unter dem Eindruck der erst wenig früher gemachten Entdeckungen auf dem Refugium Eppenbergr [15]. Zudem bestärkten ihn in dieser Annahme die von ihm untersuchten Grabhügel in Obergösgen (1904), die der Hallstattzeit und La-Tène-Zeit zugeordnet werden [16].

Aufgrund dieser Ergebnisse von 1910 hoffte man beim Kanalbau 1914/15 weitere Funde im Bereich des Erdwerkes zu machen, die diese Hypothese bestätigen sollten. 1914 wird dann berichtet, dass im Erdmaterial eines Walles viele Feuersteinsplitter, Scherben und Knochen, «deren Bestimmung aber mangels an typischen Leitfunden sehr schwierig ist. Nach der Qualität der Keramik ist auch hier mittelalterlicher Ursprung des Auffüllmaterials nicht aus-

geschlossen.» [17]. Ein Jahr später kommt dann Furrer vollends wieder von der Theorie des prähistorischen Refugiums ab. «Die Erwartung, dass die Durchgrabung der Anlage neue Aufschlüsse bringen würde, hat sich in überraschender Weise erfüllt. . . Damit ist erwiesen, dass, entgegen der ursprünglichen Annahme, dass wir es mit einer vorrömischen Anlage zu tun haben, dieses «Refugium» nachrömischen Ursprungs sein muss und ohne Zweifel eine alamannische Erdburg darstellt.» [18].

Auf den Begriff «alamannische Erdburg» brachten ihn wohl die publizierten Forschungen und Studien von Emanuel Lüthi [19], der auch auf eine mögliche Datierung des Erdwerkes von Obergösgen ins Frühmittelalter hinweist. Für diese Datierung sprach auch der Fund von Skramasaxen und Gürtelschnallen aus dem nördlich des Erdwerkes gelegenen «Gräberrain» bei Obergösgen [20].

Wir können heute die von Furrer aufgestellte Hypothese der «alamannischen Erdburg» am Objekt selbst mittels archäologischen Methoden nicht mehr überprüfen, da ja das gesamte Erdwerk beim Kanalbau 1914/15 abgetragen wurde. Doch verschiedene Überlegungen und die Ergebnisse der inzwischen allgemein weitgediehenen Burgenforschung erlauben es uns heute, der von Furrer aufgestellten Hypothese zu folgen und zusätzlich die zeitliche Einordnung besser einzugrenzen.

Ein Vergleich der Flächeninhalte mit den sicher prähistorisch datierten Refugien zeigt, dass «echte» Refugien über einen meist wesentlich grösseren Siedlungsplatz innerhalb der Ringwälle verfügen. Das bereits von Furrer zitierte Refugium Eppenbergr hat beispielsweise eine Siedlungsfläche von 13 Hektaren, das Refugium Dickenbännlich, bei einer Länge von 200 Metern und einer Breite von 50 Metern, 1 Hektar [21]. Für die Siedlungsfläche im Kern der Wallanlage Obergösgen können wir keine derart grossen Flächen annehmen. Die Kernfläche dürfte 30 Meter in Ost-Westausdehnung und 50 Meter in Nord-Süd nicht überschritten haben, was einer Fläche von 0,15 Hektaren entspricht. Aus der Rekonstruktion der alten Aareläufe zwischen Olten und Schönenwerd [22] ergäbe sich zwar die Möglichkeit, dass zur Bronzezeit der Felsporen noch weiter nach Süden ragte, und so Raum für einen länglich ausgedehnten Siedlungsplatz bot. Doch die Lage in der Flussniederung ist eher ungewöhnlich für ein bronzezeitliches Refugium.

Ein Blick in die Schweizerische Burgenkarte [23] zeigt, dass in nächster Umgebung des Erdwerkes Obergösgen mehrere ähnlich gestaltete Wehranlagen zu finden sind:

- Hennenbühl, Walterswil/SO
- Fuchsrain, Oberentfelden/AG
- Genstelburg, Gränichen/AG
- Zeglingen/BL

- Rünenberg/BL
- Asp, Densbüren/AG
- Hagberg, Olten/SO

All diese aufgezählten Beispiele weisen einen überhöhten Burghügel auf und sind mit einem oder mehreren Wällen und Gräben umgeben. Da von den erwähnten Anlagen bisher keine archäologisch untersucht ist, ist keine Sicherheit der Datierung gegeben. Wir müssen es vorderhand bei der Vermutung bewenden lassen, dass diese kleine Wallanlage zusammen mit dem Erdwerk von Obergösgen den mittelalterlichen Holz-Erde-Burgen zuzuordnen sind. Die archäologisch untersuchten Holz-Erde-Burgen von Fenis und Salbüel beispielsweise zeigen, dass diese Form der Burg in die Zeit vom 9. bis ins frühe 12. Jahrhundert datiert werden kann [24].

Erdburgen des 9. bis 12. Jahrhunderts, wie sie im Aare-raum und besonders gehäuft im Emmental auftreten, dienen im Unterschied zu den prähistorischen Refugien nicht mehr ganzen Bevölkerungsteilen als Fluchtplatz, sondern nur noch einzelnen Adligen als befestigte Behausung; ein Grund, weshalb Erdburgen nur noch geringe Siedlungsflächen innerhalb der Ringbefestigung aufweisen. Wo die vorhandenen Geländebeziehungen nicht genügend Schutz boten, wurden die Wohn- und Wirtschaftsgebäude durch grössere oder kleinere Erdbewegungen zu-



Deutlicher als auf dem topographischen Plan erscheinen die drei konzentrisch angeordneten Wälle um den Burgturm im 1910 hergestellten Modell von Obergösgen. Das Modell steht heute im Bally-Museum Schönenwerd.



Das Gelände der Burg Obergösgen während den Arbeiten am Kanal 1914. Deutlich erkennbar die beiden angeschnittenen Wälle der Burg. Die Turmruine befindet sich auf dem äussersten rechten Hügel am Rande der Flussniederung (Neg. Kantonsarchäologie Solothurn).

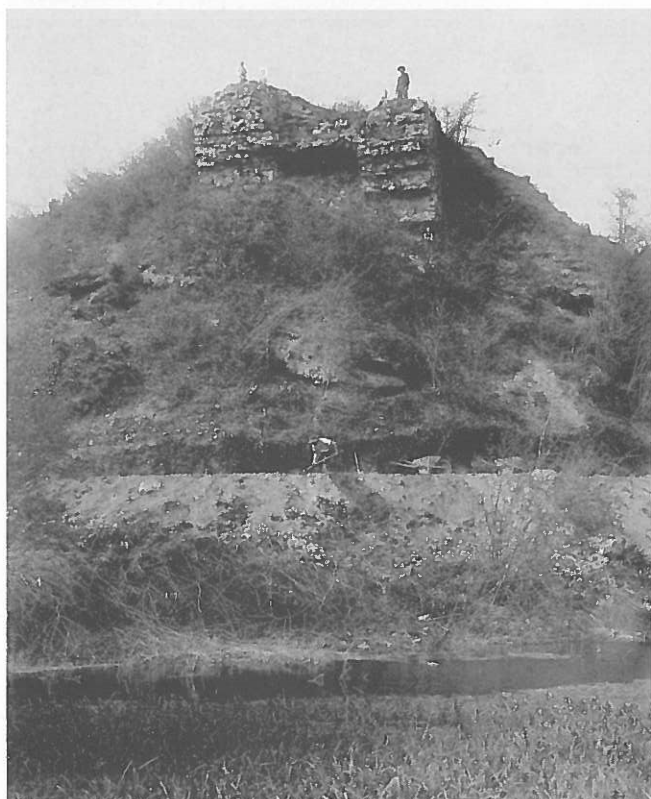
sätzlich geschützt. Es wurden Gräben gezogen und mit dem Aushubmaterial Wälle aufgeworfen, die Anlagen wurden oft mit einem ganzen System von konzentrisch angeordneten Wällen und Gräben umgeben, die als Annäherungshindernis dienten. Als grösste Beispiele dieser Art seien erwähnt die Erdburgen von Fenis und die Teufelsburg bei Rüti/BE. Bereits Furrer machte auf die schlagende formale Ähnlichkeit zwischen Obergösgen und der Teufelsburg aufmerksam [25]. Bei der Teufelsburg vermutet man heute, dass es sich um die Stammburg der Grafen von Buchegg handelt, die hier im 10. und 11. Jahrhundert nachgewiesen sind [26]. Die Erdburg Fenis gehörte den Grafen von Fenis, die im 11. und 12. Jahrhundert in den Reihen des Reichsadels erscheinen [27].

Werner Meyer bezeichnet das Erdwerk von Obergösgen als mittelalterliche Motte. Dabei möchte er den Begriff in einer etwas freieren Anwendung sehen, nämlich als Bezeichnung für «künstlich ganz oder teilweise aufgeschüttete oder seitlich abgebochtete Burghügel» [28]. Den Begriff auf einen von der Basis an künstlichen Burghügel einzuengen, ist meist unbrauchbar, und wie das Beispiel von Obergösgen zeigen wird, im Boden auch kaum nachweisbar. Denn in der Regel bestehen Untergrund und Aufschüttung aus demselben Material. Für das Erdwerk von Obergösgen wird als Entstehungszeit die Zeit um 1000 angenommen [29].

Furrer berichtet, dass bei seinen Untersuchungen ein «auffallend kleines Hufeisen» gefunden wurde. «Es ist der Typus des Hufeisens, das als den keltischen «manni» zugehörig gilt.» [30]. Nach heutigem Stand der Forschung ist es sehr viel wahrscheinlicher, dass es sich dabei um ein mittelalterliches Hufeisen handelt. Das Hufeisen scheint als europäische Erfindung um 900 aufgekommen zu sein [31]. Damit ist das aufgefundene (heute jedoch nicht mehr auffindbare) Hufeisen aus dem Erdwerk von Obergösgen ein weiteres Indiz für die mittelalterliche Entstehungszeit des Erdwerkes.

Wie erklären sich aber die römischen und prähistorischen Funde, die im Erdmaterial eines Walles des Erdwerkes zum Vorschein kamen? Es ist denkbar, dass für den Bau der Erdburg vor allem an den Enden der Wälle zu wenig Material am Platz vorhanden war, so dass naheliegende Siedlungsruinen der Römer ausgeräumt und hierher gebracht wurden. Dafür spricht auch die Zusammensetzung des Materials: Ziegel, Backsteine. Die Anwesenheit der Römer auf dem Gemeindegebiet von Obergösgen und Niedergösgen ist durch den Tuffsteinbruch beim «Mülichopf» und durch die Villa im «Büelacher» bei Niedergösgen nachgewiesen. Auch in den umliegenden Dörfern sind Siedlungsreste oder gar im Grundriss eindeutig fassbare Villen gefunden worden, so in Stüsslingen (Friedhof), Lostorf (Kirche) und Winznau (Kirche) [32]. Auch jenseits der Aare

siedelten die Römer (Gretzenbach), doch ist kaum anzunehmen, dass man über den damals sicher nicht leicht zu überquerenden Fluss Abbruchschutt hinübertransportierte. Möglicherweise wurde auch der eine oder andere Hallstatt-zeitliche Grabhügel bei Obergösgen für den Wallbau abgetragen; damit kam eben auch prähistorische Keramik im 10. Jahrhundert ins Erdwerk von Obergösgen. Aufgrund der oben angeführten Erwägungen kommen wir zum Schluss, dass das Erdwerk von Obergösgen, das 1914/15 für den Kanalbau abgetragen wurde, als mittelalterliche Wehranlage zu bezeichnen und zwischen dem 9. und 11. Jahrhundert entstanden ist.



Ansicht der Turmruine Obergösgen bei Beginn der Kanalarbeiten.

Eine entscheidende Frage bleibt noch offen, die denn auch der Anlass zur genaueren Untersuchung der noch vorhandenen Reste der Ruine Obergösgen führten. Furrer vermutete nämlich, dass das Erdwerk von Obergösgen Teil der mittelalterlichen Burg sei, und dass der Steinturm auf beziehungsweise in den innersten Hügel des Erdwerkes gebaut wurde.

Die archäologischen Forschungen auf Altenberg bei Füllinsdorf/BL zeigten die Möglichkeit, dass zunächst einmal ein Steinturm erbaut wird, der anschliessend soweit mit Erdmaterial angeschüttet wird, dass der Eindruck eines auf künstlich erhobenen Burghügel stehenden Turmes entsteht [33].

Nachdem nun aufgrund allgemeiner Überlegungen das Erdwerk in die Zeit um 1000 datiert wird, stellt sich die Frage, ob der Turm tatsächlich auch so alt sei oder ob der Turm wesentlich später in das bereits bestehende Erdwerk hineingebaut wurde.

3. Die Untersuchungen am Burgturm 1986/87

3.1 Sondierung 1986

Um der Frage der Datierung des Turmes und des Erdwerkes näher zu kommen, musste zunächst abgeklärt werden, an welchen Stellen noch ursprüngliches Aufschüttungsmaterial vorhanden war, und wo der Bauschutt von 1914/15 abgelagert wurde. Dazu öffneten wir südlich und nördlich des Turmes je einen Sondierschnitt. Der südliche Schnitt zeigte sehr rasch, dass das ganze Gelände südlich des Turmes neu aufgeschüttet war, und dass in diesem Bereich also nichts mehr zu finden war.

Der Schnitt nördlich des Turmes dagegen enthielt noch Reste des ursprünglichen Untergrundes. Am Nordende des Schnittes wurde im Profil gerade noch die Sohle des innersten Burggrabens erfasst, den ja Furrer bereits 1910 nach Funden durchwühlt hatte. Somit war klar, dass für die Frage nach dem Altersverhältnis von Turm und Erdwerk nur noch die Nordseite des Turmes und das daran angrenzende Erdreich in Frage kamen.



Situation der Burg Obergösgen 1987.

3.2 Das Turmfundament

Sollte der Turm in gleicher Weise wie bei Altenberg erst nachträglich mit Erde angehäuft worden sein, dann müsste auch im Falle von Obergösgen ein vielleicht nur geringer Unterschied in der Struktur des Kiesuntergrundes spürbar oder sichtbar sein.

Im Bodenprofil, das in Verlängerung der Flucht der Ostwand angelegt wurde, zeigte sich jedoch kein markanter Unterschied zwischen natürlich abgelagertem und künstlich aufgeschüttetem Schotter. Bis in eine Höhe von 3,7 Metern über Fundamentkante der Nordwand besteht der an die Mauer anschliessende Boden aus kompaktem Mergelkies, der mit Kalkkonkretionen durchsetzt ist. Dieser Boden ist nicht angeschüttet oder umgelagert worden. Nur die oberste Schicht – 0,6 Metern mächtig – besteht aus lockerem Mergel, der mit Sand durchmischt ist, und deshalb als angeschüttetes Material bezeichnet werden kann.

Eine genauere Beobachtung des Fundamentmauerwerkes zeigt, dass vom Fundamentfuss an bis in eine Höhe von 3 Metern das Mauerwerk aus grossen Steinen besteht, zwischen denen der Mörtel wulstartig vorsteht. An der Oberfläche der Mörtelwülste haftet noch der umgebende Mergel. Diese Wülste im Fundamentbereich führen zum Schluss, dass das Turmfundament in Grube gemauert wurde. Bei diesem Bauvorgang kann ja der seitlich herausquellende Mörtel nicht abgestrichen werden. Erst beim frei aufgehenden Mauerwerk über 3,5 Meter über Fundamentkante wurden dann der Fugenmörtel abgestrichen. Ähnliche Beobachtungen wurden auch an der jetzt freistehenden West- und Ostwand gemacht. Bis zur entsprechenden Höhe ist kompaktes Mauerwerk sichtbar, darüber ist der Mörtel aus den Fugen herausgewittert.

Die aufgrund der Beobachtung von Altenberg geäusserte Vermutung, der Burgturm könnte nachträglich mit Erde angehäuft worden sein, bestätigte sich nicht. Aus der Beobachtung, dass das Fundament in Grube gemauert wurde, müssen wir schliessen, dass der Burgturm nachträglich in den bereits bestehenden Erdhügel hineingebaut wurde.

Interessant ist die Feststellung, dass die Fundamentkanten nicht auf allen Seiten auf gleichem Niveau liegen. Das Fundament der Nordmauer geht etwa 1 Meter tiefer als das der Ost- und Westmauer. Es ist denkbar, dass die Bauleute befürchteten, der Turm könne von der Grabenseite aus leichter untergraben werden, und legten deshalb das Fundament unter das Niveau des innersten Grabens.



Ansicht der Stirnfläche der östlichen Turmmauer. Die im untersten Teil sichtbare glatte Mauerflucht gehört zur Nordmauer des Turmes. Das Fundament der Ostmauer setzt ca. 1 m höher an.



Ansicht der östlichen Turmmauer. Gut erkennbar die horizontale Trennlinie zwischen dem unteren, in Grube gemauerten Turmfundament und dem auf Sicht gemauerten aufgehenden Mauerwerk.



Nördlich des Turmes wurde die Fundamentlage einer älteren Mauer aus Feldsteinen freigelegt.

3.3 Spuren einer älteren Burg

Die Vermutung, der Turm sei erst später in den Erdhügel hineingebaut, wird bestärkt durch die Entdeckung einer bisher unbekanntes Mauer auf dem Hügel nördlich des Turmes. Diese Mauer verläuft nicht in der gleichen Flucht wie der Turm, und die Art der Mauer lässt den Schluss zu, es handle sich um das Fundament einer älteren Mauer. Im Boden, auf einer Höhe von 5 Metern über der Fundamentkante der Nordmauer, lag eine Steinlage aus gerundeten Feldsteinen (Bollensteinen), die sorgfältig gelegt war. Die Mauer hatte eine Breite von 0,9 Meter; erhalten blieb nur die unterste Lage.

Die Steine liegen auf einer möglichen Aufschüttung von Mergelkies, eindeutig festzustellen war dies nicht.

Auf dieser Bollensteinlage, getrennt durch eine dünne Erdschicht, lagen zahlreiche Trümmer von Hohlziegeln, Eisenteilen und Keramik. Dieser Fundkomplex umfasst Funde aus dem 13. und 14. Jahrhundert und dürfte wohl im Zusammenhang stehen mit dem Abbruch der Burg 1470. Darauf deuten die an der unteren Schichtgrenze liegenden Hohlziegelfragmente und das vermehrte Vorkommen glasierter Ofenkeramik. Diese Bollensteinmauer jedoch liess sich nicht durch Kleinfunde datieren, da unter der Steinlage nichts zum Vorschein kam. Da der Burgturm nachgewiesenermassen erst nachträglich in das Erdwerk

hineingebaut wurde, müssen wir annehmen, dass sich zwischen Aufschüttung des Burghügels und dem Bau des Burgturmes eine ältere Bauphase einschleibt. Wahrscheinlich handelt es sich bei dieser Steinsetzung um eine Mauer, die wir der Lage nach am Rand des innersten Grabens als Wehrmauer ansprechen können. Das aufgehende Mauerwerk bestand vermutlich aus trocken aufgeschichteten Steinen. Spuren einer Holzpalisade, die als dunkle Verfärbung im hellgelben Lehm-Kies-Boden zu sehen sein müssten, sind nicht beobachtet worden.

3.4 Burgturm

Zur Gewissheit, dass der Burgturm wesentlich jünger sein muss als das Erdwerk führte die Beobachtung eines kleinen Details an den Steinoberflächen des aufgehenden Mauerwerkes an der Ost- und Westseite. Im Schwerpunktsbereich der Blöcke sind nämlich konisch nach innen vertiefte Löcher zu sehen. In diese Löcher griffen mit Sicherheit die Spitze der Teufelsklaue oder Steinschere, einem Instrument zum Heben von Steinblöcken. Die Verwendung dieses Hebewerkzeuges wird allgemein erst in der Zeit um 1200 beobachtet [34]. Damit hätten wir einen zeitlichen Orientierungspunkt für die Entstehungszeit des Burgturmes: der Turm muss nach 1200 erbaut worden sein.

Eine Baufuge zwischen Fundamentbereich und aufgehendem Mauerwerk ist nicht zu erkennen, die hindeuten würde, das Aufgehende sei vielleicht erst später aufgesetzt worden. Auch gibt es keinen Hinweis, dass das Mantelmauerwerk einmal ausgewechselt worden wäre. Die Mauerstruktur der West- und Ostmauer – Fundament mit ausgefüllten Fugen, Aufgehendes mit offenen, tief ausgewiterten Fugen – liessen zwar diese Vermutung aufkommen, doch Analysen von Mörtelproben aus beiden Mauerteilen zeigten keine markanten Unterschiede in Zusammensetzung und Struktur des Mörtels [35]. Die fehlenden Unterschiede in der Mörtelstruktur und die mit Mauerkern und Fundament eng verbundenen Mantelsteine machen deutlich, dass der Burgturm von Obergösgen in einem Zuge erbaut wurde. Die Zangenlöcher in den Mantelquadern geben uns den Hinweis, dass der Turm erst nach 1200 erbaut wurde.

Vom aufgehenden, sichtbaren Mauerwerk hat sich an der Nordseite die unterste Lage erhalten; diese besteht aus einer Lage abgefaster Kalktuffblöcke. Eine genauere Untersuchung zeigte, dass der Fugenmörtel zwischen den Blöcken rötlich gefärbt war. Die Mörtel-Analyse ergab eine Beimengung von Ziegelschrot zum Mörtelsand [36]. Zie-

gelschrot und Ziegelmehl haben die Eigenschaft, auch ohne Luftzufuhr den Kalkmörtel zum Aushärten zu bringen. Daraus können wir schliessen, dass der Mauerfuss des aufgehenden Mauerwerkes mit einer Lage Kalktuff gegen aufsteigende Mauerfeuchtigkeit geschützt war. Dass es sehr feucht gewesen sein muss, zeigt ja gerade die Verwendung des hydraulisch abbindenden Kalkmörtels mit dem Ziegelzuschlag. Dass die roten Fugen neben dem sehr hellen Kalktuff auch dekorative Wirkung hatten, ist nicht von der Hand zu weisen, zumal dies auch an anderen Bauten nachgewiesen ist [37].

Entsprechend dem massiven Turmfundament – die Mauern sind 2,5 bis 2,9 Meter dick – können wir mit einem zwei- bis dreigeschossigen Turm rechnen. Wahrscheinlich sass noch ein hölzerner Aufbau auf dem Steinsockel, denn im Turminnern stand ja pro Stockwerk nur eine Raumfläche von rund 10 Quadratmetern zur Verfügung.

Über den Grundriss des Turmes sind wir nicht näher informiert. Als vollständige Wand haben wir nur die Nordmauer, die von Kante zu Kante 8,9 Meter misst. Der Innenraum hat eine lichte Weite von 3 Metern. Wahrscheinlich war der Turm einst quadratisch, obwohl ein rechteckiger Grundriss nicht ausgeschlossen wäre.



Der rund 110×30 cm mächtige Block zeigt ein konisch nach innen zulaufendes Zangeloch. An der Ostwand des Turmes sind im aufgehenden Mauerwerk noch an drei weiteren Blöcken ähnlicher Dimension Zangenlöcher festgestellt worden.



Am Fuss des aufgehenden Turmmauerwerkes war eine Lage gefaster Tuffsteinblöcke angebracht. Die Aufnahme zeigt den rekonstruierten Zustand, in dem die Randpartien (helle Steine) ergänzt wurden.

3.5 Turminneres

Die gleiche Beobachtung des hervorquellenden Mörtels wurde auch im Fundamentbereich des Innenraumes des Turmes gemacht. Daraus müssen wir schliessen, dass der heute sichtbare Hohlraum unter dem freihängenden Boden einst mit natürlichem Kiesuntergrund gefüllt war. Die Entstehung des heute freihängenden Bodens können wir uns folgendermassen vorstellen: Für den Bau des Turmes wurden zunächst die vier ausgehobenen Fundamentgruben von je 1,5 bis 2,5 Meter mit Mauerwerk gefüllt. Dann wurde der im Zentrum noch freiliegende Kiesuntergrund mit einem etwa 60 Zentimeter mächtigen Boden aus Steinplatten und Mörtelguss zugedeckt. Nachdem Jahrhunderte später die Südmauer des Turmes eingestürzt war, wurde das darunterliegende Kies allmählich herausgeschwemmt. Auf diese Weise entstand der heute freihängende Boden, der den Eindruck eines Stockwerkbodens erweckt.

3.6 Tankzisterne

Bereits 1910 bemerkte Furrer im Turminnern über dem freihängenden Bodenbelag eine sorgfältig gefügte Wandverkleidung aus Kalktuffblöcken. Bei der Untersuchung

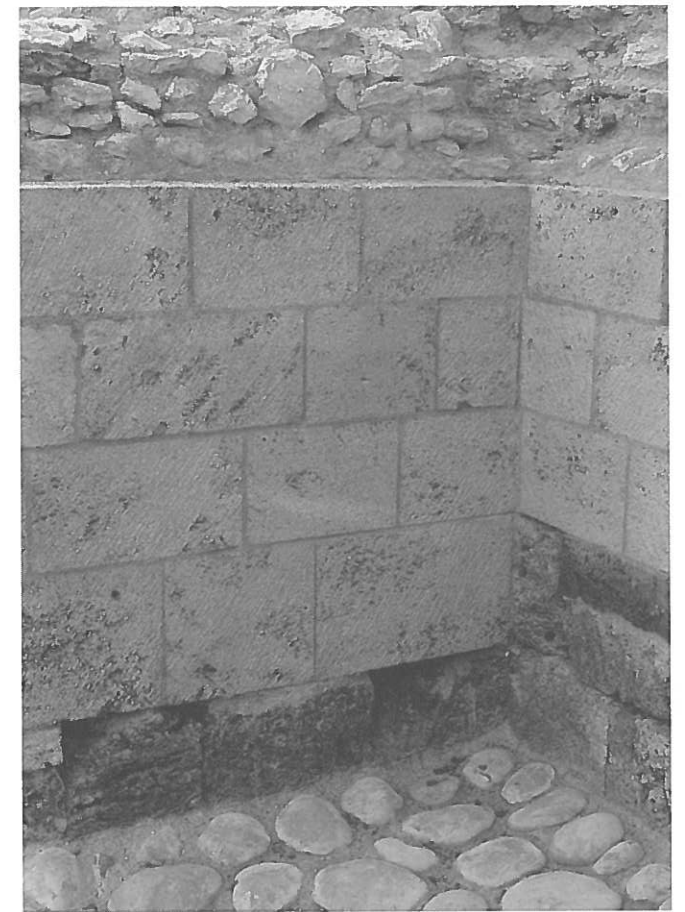
1986 zeigte sich, dass diese Tuffverkleidung eng verzahnt war mit dem Mauerwerk des Turmes. Die unterste Lage besteht aus Quadern, die 40 bis 50 Zentimeter in den Mauerwerkern reichen. Die nächste Lage jedoch besteht nur aus Tuffplatten, die 20 bis 30 Zentimeter dick sind. Die dritte Lage wiederum besteht aus grossen Tuffquadern, während die vierte Lage wieder aus Platten gebildet ist. Erkennbar war dies daran, dass der Mauerwerkern im Bereich der zweiten und vierten Lage sehr nahe an die Flucht des Raumes kam, während bei der dritten Lage im Mauerwerkern noch Reste von herausgebrochenen Tuffsteinen steckten [38]. Die unterste Lage Quadersteine war noch dreiseitig erhalten. In einer Höhe von etwa 2 Metern über dem Innenboden liegen in der Nordwestecke im Mauerwerkern zwei Steine, die gegenüber den übrigen Lagen leicht nach innen geneigt sind. Möglicherweise handelt es sich dabei um den Ansatz (Kämpfer) für ein Kreuzgratgewölbe, das diesen Raum überdeckt haben mag.

Wenn im untersten Geschoss eines Turmes eine solch aufwendige Mauerwerkverkleidung angebracht wird, dann kann dieser Raum wohl kaum als Keller oder Gefängnis gedient haben. Es kann sich bei diesem Raum eigentlich nur um eine in den Turm hineingebaute Tankzisterne handeln. Darin wird in der Art eines offenen Tankes das Trinkwasser gesammelt. Die Tuffverkleidung wurde sicher deshalb

gewählt, weil der Kalktuffstein wegen fehlender Kapillaren das Wasser am Aufsteigen im Mauerwerk hindert [39]. Damit bleibt der über der Zisterne liegende Raum vor allzu grosser Mauerfeuchtigkeit verschont.

Tankzisternen allgemein und speziell auf Burgen sind nördlich der Alpen eher selten anzutreffen. In der Regel sind die Tankzisternen ausserhalb von Wohngebäuden oder Türmen eingerichtet [40]. Im Turminnern ist die Tankzisterne mittelalterlicher Zeitstellung bisher nur in wenigen Fällen beobachtet worden, beispielsweise auf Burg Rosenberg bei Appenzell oder Alt-Wartburg bei Olten. Tankzisternen, die das ganze Geschoss ausfüllen, sind bis jetzt neben Obergösgen nur im Turm von St. Maria di Calanca und Crest/Ardon im Wallis nachgewiesen. Der Befund im runden Turm der Wildenburg im Lorzetobel bei Zug lässt vermuten, dass auch dort eine Tankzisterne eingerichtet war [41].

Tankzisternen sind vorallem im südalpinen Raum verbreitet und haben dort vermutlich ihren Ursprung im mediterranen Zisternenbau der Antike [42]. Da Tankzisternen keinen Filterkörper aufweisen, muss das Wasser relativ sauber sein, um darin gelagert werden zu können. Als Wasserversorgung kommt deshalb primär reines Quellwasser in Frage. Wird das Wasser als abfliessendes Regenwasser von den Dächern gesammelt, dann müsste eigentlich das Dach aus Ziegeln bestehen. Denn beim Stroh-, Schilf- oder Schindeldach wird stets organisches Material mitgeschwemmt, das im Tank faulen würde. Im Falle der Tankzisterne von Obergösgen stellt sich die Frage, woher man damals das Wasser bezog. Ein Quellhorizont wurde beim Anlegen der Zisterne nicht angeschnitten; so bleibt nur die Möglichkeit, das Regenwasser ab einem Ziegeldach gesammelt zu haben.



Auskleidung der Tankzisterne im Turminnern in rekonstruiertem Zustand.



Ansicht der westlichen Innenwand des Turmes mit Resten der Tuffsteinverkleidung für die Tankzisterne.

Da die Kalktuff-Auskleidung der Tankzisterne eng mit dem Mantelmauerwerk des Burgturmes verzahnt ist, gehört die Zisterne zum ursprünglichen Bauplan, und ist somit in der Zeit nach 1200 erbaut worden.

3.8 Die Bedachung

Das Einrichten einer Tankzisterne bedingt, wie bereits erwähnt, ein Ziegeldach, wenn das Regenwasser gesammelt werden soll. In der Tat fanden wir bei den Sondierungen 1986/87 eine grosse Menge von Hohlziegelfragmenten, die den Hinweis geben, dass der Turm mit einem Ziegeldach bedeckt war. Furrer berichtet, er habe auch ganze Ziegelstücke mit den Massen 9 Zentimeter \times 40 Zentimeter gefunden [43]. Daraus ergäben sich etwa 50 bis 60 Ziegel für eine Quadratmeter Hohlziegeldach. Bei einem durchschnittlichen Gewicht von 1,2 Kilogramm pro Ziegel ergäbe dies pro Quadratmeter Dachfläche ein Ziegelgewicht von 55 bis 65 Kilogramm. Die zusammengetragenen Ziegelfragmente von der Burg Obergösgen erbrachten ein Gesamtgewicht von rund 250 Kilogramm, was einer Dachfläche von rund 4 m² entspricht.

Zusammenfassend können wir festhalten, dass der Burgturm von Obergösgen nach 1200 in das bereits bestehende Erdwerk aus dem 9./10. Jahrhundert hineingebaut wurde. Vor dem Turm war aber bereits eine Befestigung eingerichtet, von der jedoch nur ein kurzes Mauerstück erhalten blieb. Im Fundament des nach 1200 erbauten Turmes wurde eine Tankzisterne eingebaut, die mit Kalktuffblöcken ausgekleidet war.



Ansicht der östlichen Turminnenwand. Die unterste Lage der Tuffsteinauskleidung der Tankzisterne ist noch erhalten.

4. Die Kleinfunde

4.1 Altfunde der Grabungen 1903 bis 1915

Im Rahmen dieser Untersuchung wurden alle Funde herangezogen, die auf der Burgstelle Obergösgen zum Vorschein kamen.

Eine Zusammenstellung der verschiedenen Erwähnungen aus den Erdwerk-Untersuchungen zeigt, dass aus allen Zeitepochen Funde vorliegen [44].

Prähistorisch:

- Unterschenkelknochen
- Kleines Hufeisen
- Feuersteinsplitter
- Spinnwirtel
- Eisenzeitkeramik

Römisch:

- Silberdenar
- Terra-sigillata-Imitation
- Hypokauströhren

Mittelalter:

- Topf, 14. Jahrhundert
- Hohlziegel
- Bruchstücke von Wendeltreppe
- Vorlegeschloss

All diese erwähnten Funde sind stratigraphisch nicht einzuordnen, weil eventuell vorhandene Schichtbeobachtungen dazu nicht überliefert sind.

Trotz intensiven Nachforschungen in den beiden Fundsammlungen von Bally-Museum Schönenwerd und Historisches Museum Olten sind von den oben erwähnten Funden nur gerade der Spinnwirtel, Bruchstücke von eisenzeitlicher Keramik, TS-Splitter und ein Hufeisen zum Vorschein gekommen [45]. Die übrigen erwähnten Funde sind verschollen. So können wir die von Furrer geäusserte Datierung nicht mit dem uns vorliegenden Vergleichsmaterial überprüfen. Trotzdem stellen wir fest, dass die unauffindbaren Altfunde unseren Überlegungen zur Datierung des Erdwerkes und der Burg nicht widersprechen.

4.2 Funde der Sondierung 1986/87

Mit Ausnahme einer vermutlich bronzezeitlichen Wandscherbe und dem Bruchstück eines Leistenziegels sind in dem 170 Nummern umfassenden Inventar die übrigen Stücke aus dem Mittelalter. Das Fundinventar besteht zur Hauptsache aus Geschirr- und Ofenkeramik, die sich aufgrund von Vergleichsfunden mehrheitlich ins 13. und 14. Jahrhundert datieren lässt; ein einzelnes Topf-Randstück stammt aus dem 11. Jahrhundert. Bei der Ofenkeramik sind unglasierte und glasierte Typen zu finden; bei den glasierten Kacheln ist oft die Glasur stark verwittert und nur noch an der Engobe erkennbar.

In geringer Zahl sind auch Metallobjekte zutage getreten; erwähnt seien namentlich die vier Armbrust- und Pfeileisen und die insgesamt 20 Nägel unterschiedlicher Grösse. Einen, vor allem gewichtsmässig, grösseren Komplex bilden die Hohlziegelfragmente, die schon den Ausgrabern von 1903 bis 1915 aufgefallen sind.

Tierknochen, in der Regel die umfangreichste Fundkategorie auf Burgen, liegen hier nur in geringer Zahl vor, so dass eine Bestimmung der Tierartenverteilung wenig Aussagegewert hätte; diese Untersuchung wurde denn auch nicht durchgeführt.

4.3 Fundkomplexe

Die Funde der Sondierung 1986/87 lassen sich entsprechend ihrer Fundlage in zwei grosse Komplexe einordnen. Ein Grossteil der Funde gehört leider zu dem weniger aussagekräftigen Komplex «Lesefunde». Das sind diejenigen Stücke, die im Verlaufe der Sondierung oft mehr zufällig an der Waldbodenoberfläche gefunden wurden; sie lassen sich stratigraphisch nicht einordnen, haben aber noch Aussagegewert zur Frage der Besiedlungsdauer des Platzes. Der zweite Komplex umfasst die Funde aus dem Sondierschnitt Nord, in dem die nördlich des Turmes liegende ältere Mauer entdeckt wurde. Die diesem Komplex zugeordneten Funde lagen alle über dieser Mauer und kennzeichnen durch ihre Streuung in der Datierung diese Schicht als Abbruchschutt, der beim Demolieren des Turmes 1470 entstand.

4.4 Zur Datierung der Funde

Der Umstand, dass zahlreiche, an sich aussagekräftige Funde nicht in stratigraphischem Zusammenhang, sondern nur als sogenannte Lesefunde, eingesammelt wurden, lässt kaum sichere Datierungsbezüge zwischen Kleinfund und Befunde am Burgturm zu. Wir sind deshalb beim Festlegen der Datierung der Funde auf Vergleiche angewiesen, die aus stratigraphisch besser gesicherten Befunden stammen. Als Vergleichsorte wurden die publizierten Fundkataloge von Alt-Wartburg [46] und Frohburg [47] verwendet.

4.5 Der Fundkatalog

Darin sind neben den Funden von 1986/87 die heute noch auffindbaren Alt-Funde von 1903 bis 1915 aus dem Historischen Museum Olten berücksichtigt.

4.5.1 Prähistorische Keramik

1 und 2

Randstücke eines dünnwandigen *Topfes*. Gerader, unverdickter Rand, Wand mit Knuppen, grauschwarzer Ton, grob gemagert. Bronzezeit. Alt-Funde, Inv. Nr. 100/1/200, 203.

(Nicht abgebildet)

3 *dickwandige Scherben* (15–20 mm), grob gemagert, aussen leicht abgestrichen, grauschwarzer Ton, Innenrinde dunkelgrau, Aussenrinde hellgrau. Bronzezeit. Alt-Funde, Inv. Nr. 100/1/205, 206, 207.

3

Glockenförmiger *Spinnwirtel* aus grauem, feingemagertem Ton. Wohl Hallstattzeit. Alt-Fund, Inv. Nr. 100/1/208. Vgl. G. Bersu, das Wittnauer Horn im Kanton Aargau, Basel 1945, Tf. XXXIII.

4.5.2 Römische Keramik

4

2 Randstücke eines *Leistenziegels*. Lesefunde, Inv. Nr. 100/1/139, 140.

5

Bodenscherbe von *Terra-sigillata*, hellroter, harter Brand. Alt-Fund, Inv. Nr. 100/1/209.

4.5.3 Mittelalterliche Geschirrkernik

6

Randstück eines *Topfes* mit kurzem Trichterrand ohne Hals, kantig abgestrichen; rötlichgrauer Ton mit quarzhaltiger Magerung, Oberfläche rau. Zweite Hälfte 11. Jahrhundert. Lesefund, Inv. Nr. 100/1/43.

7 und 8
2 Randstücke von *Töpfen* mit geschwungenem ausladendem, verdicktem Rand; gerundete, unterschrittene Leiste. Hellgrauer, feingemagert. Ton. Zweite Hälfte 13. Jahrhundert. Lese funde, Inv. Nr. 100/1/37, 162.

9
Randstück von *Topf* mit geschwungenem ausladendem, verdicktem Rand; abgesetzte Hängeleiste. Hellgrauer Ton, feingemagert. Mitte 13. Jahrhundert. Schnitt Nord, Inv. Nr. 100/1/71.

10
Wandscherbe von dünnwandigem *Topf* mit horizontalem Riefeldecor. Die Riefeln sind leicht kantig herausgearbeitet. 13. Jahrhundert. Schnitt Nord, Inv. Nr. 100/1/78.

11
8 Wandscherben von dünnwandigem *Topf*, grauer Ton, feingemagert, Oberfläche glattgestrichen. 13. Jahrhundert. Lese funde, Inv. Nr. 100/1/17, 30, 34, 39, 40, 147, 150, 160.

12
Stück von *Lampenschale*. Verdickter Rand, schräg nach aussen abgestrichen, innen leichte Kehle am Rand, Bodenrand aussen kantig. Grauer, harter Brand, körnige Magerung, Oberfläche geglättet. Ende 13. Jahrhundert. Schnitt E, Inv. Nr. 100/1/124.

13
Randstück von *Lampenschale*. Verdickter, gerundeter Rand, horizontal abgestrichen. Dunkelgrauer, harter Brand, reichlich gemagert. 13. Jahrhundert. Lese fund, Inv. Nr. 100/1/41.

14
Randstück von *Lampenschale*. Verdickter, schräg nach aussen abgestrichener Rand. Dunkelgrauer, harter Brand mit reichlicher Magerung. Zweite Hälfte 13. Jahrhundert. Lese fund, Inv. Nr. 100/1/38.

4.5.4 Unglasierte Ofenkeramik

15
2 Randfragmente von *Becherkacheln*, verdickter Rand, horizontal abgestrichen; roter, harter Brand, reichlich gemagert. Zweite Hälfte 13. Jahrhundert. Lese funde, Inv. Nr. 100/1/36, 86.

16
Randstück von *Becherkachel*. Horizontal abgestrichener Rand mit stark verdickter Lippe. Aussen unter Lippenrand zwei feine Hohlkehlen. Roter, harter Brand. Zweite Hälfte 13. Jahrhundert. Lese fund, Inv. Nr. 100/1/163.

17
Randfragmente von *Becherkachel*. Verdickter Rand, horizontal abgestrichen. Roter, harter Brand. Zweite Hälfte 13. Jahrhundert. Lese fund, Inv. Nr. 100/1/67.

18
4 Randfragmente von einer *Becherkachel*. Verdickter Rand, horizontal abgestrichen, kantiges Lippenende,

oberer Abschluss der Innenwand mit schwacher Hohlkehle. Zweite Hälfte 13. Jahrhundert. Schnitt Nord, Inv. Nr. 100/1/61, 62, 64, 68.

19
Randfragment von *Napfkachel*. Lippe schräg nach aussen steigend, innen mit Hohlkehle. Roter, harter Brand. Zweite Hälfte 13. Jahrhundert. Lese fund, Inv. Nr. 100/1/42.

20
Bodenfragment von *Becherkachel*. Bodenrand innen gerundet, aussen teilweise mit deutlich ausgearbeitetem Fuss. Roter, harter Brand, feingemagert, beidseitig glattgestrichen. Zweite Hälfte 13. Jahrhundert. Lese fund, Inv. Nr. 100/1/27.

21 und 22
3 Bodenstücke von *Napfkacheln*. Bodenrand innen gerundet, aussen mit deutlich ausgearbeitetem Fuss. Roter, harter Brand, beidseitig glattgestrichen. Zweite Hälfte 13. Jahrhundert. Lese funde, Inv. Nr. 100/1/32, 44, 143.

– (Nicht abgebildet)
17 Bruchstücke von Wand- und Bodenscherben unglasierter Ofenkeramik, teilweise passende Stücke. Lese funde, Inv. Nr. 100/1/8, 16, 29, 60, 82, 83, 87, 144–146, 148, 151/152, 154–157.

4.5.5 Glasierte Ofenkeramik

23
Randstück von *Napfkachel*. Unverdickter Rand mit kurzer Lippe, horizontal abgestrichen. Roter, harter Brand, innen gelbolive Glasur. 14. Jahrhundert. Schnitt Nord, Inv. Nr. 100/1/76.

24
2 Randstücke von *Napfkachel*. Verdickter Rand, horizontal abgestrichene Lippe. Innen hellolive Glasur. Mitte 14. Jahrhundert. Lese funde, Inv. Nr. 100/1/23, 167.

25
3 Randstücke von *Napfkachel*. Verdickter Rand, horizontal abgestrichen, mit Lippe. Roter, harter Brand, innen hell- bis dunkelolive Glasur, teilweise stark verwittert. Mitte 14. Jahrhundert. Schnitt Nord, Inv. Nr. 100/1/66; Lese funde, Inv. Nr. 100/1/165, 166.

26
Randstück von *Napfkachel*. Verdickter Rand, horizontal abgestrichen, Lippe gerundet. Roter, harter Brand, innen hell- bis dunkelolive Glasur. Mitte 14. Jahrhundert. Schnitt Nord, Inv. Nr. 100/1/65.

27
4 Bodenstücke von *Napfkachel*. Roter, harter Brand. Innen olivbraune Glasur. 14. Jahrhundert. Schnitt Nord, Inv. Nr. 100/1/79; Lese funde, Inv. Nr. 100/1/4, 169, 170.

28
Bodenstück von *Napfkachel*. Bodenrand mit kantigem, nach aussen stehendem Fuss, Boden dünnwandig. Hellro-

ter, harter Brand, mit feiner Magerung. Innen oliv glasiert. 14. Jahrhundert. Lese fund, Inv. Nr. 100/1/153.

29 bis 31
3 Randstücke von *Kacheltubus* einer Medaillon- oder Tellerkachel. Roter, harter Brand, fein gemagert, Wände geriefelt. Mitte 14. Jahrhundert. Lese funde, Inv. Nr. 100/1/25, 161, 168.

– (Nicht abgebildet)
8 Wandscherbenfragmente von innen oliv glasierten *Napfkacheln*. Lese funde, Inv. Nr. 100/1/15, 22, 33, 69, 80, 81, 158, 159.

– (Nicht abgebildet)
2 Wandscherbenfragmente von innen hell(gelb) glasierten *Napfkacheln*. Lese funde, Inv. Nr. 100/1/70, 73.

– (Nicht abgebildet)
6 Wandscherbenfragmente von innen braun glasierten *Napfkacheln*. Lese funde, Inv. Nr. 100/1/24, 28, 45, 74, 75, 77.

32
Bodenstück von Teller oder Schüssel. Rötlicher, harter Brand, feingemagert. Innenfläche mit Rillendekor verziert und mit dunkelgrüner Glasur überdeckt. Wohl 15. Jahrhundert. Lese funde, Inv. Nr. 100/1/142.

4.5.6 Metall

33
Pfeileisen mit enger Tülle und lanzettförmiger Spitze; rhombischer Querschnitt der Spitze. Wohl 13. Jahrhundert. Schnitt Nord, Inv. Nr. 100/1/108.

34
Armbrustbolzen mit länglicher Tülle und leicht verdickter Spitze, Kanten geschwungen, rhombischer Querschnitt der Spitze. 13./14. Jahrhundert. Schnitt Nord, Inv. Nr. 100/1/120.

35
Armbrustbolzen mit gedungener Tülle und leicht verdickter Spitze, Kanten geschwungen, rhombischer Querschnitt der Spitze. 13./14. Jahrhundert. Schnitt Nord, Inv. Nr. 100/1/53, 129.

36
Hufeisen mit breiten Ruten und umgelegten, kräftigen Stollen und je drei Nagellöchern auf der äusseren Hälfte der Ruten, Nut zum Versenken der Nagelköpfe. Wohl mittelalterlich. Bally Museum Schönenwerd, Nr. 6544. Diesem Hufeisen liegen zwei Fundnotizen bei (gedruckte Schrift):

– Hufeisen von kleinem Pferd, 1903 Ruine von Obergösgen.
– Hufeisen gefunden in Ruine Obergösgen bei Nachgrabung 1903.

Ob es sich dabei um das von Furrer erwähnte «kleine, keltische Hufeisen» [48] handelt, ist ungewiss, denn gerade klein ist dieses Exemplar nicht.

37
Beschlagblech aus Kupfer. Lese fund, Inv. Nr. 100/1/54.

38
5 kleine *Nägel*, Stift mit rechteckigem Querschnitt, Nagelkopf rechtwinklig abgebogen und breitgeschlagen. Wohl 14. Jahrhundert. Schnitt Nord, Inv. Nr. 100/1/114, 117, 118, 126, 127.

39
2 *grosse Nägel*, Stift mit rechteckigem Querschnitt, Nagelkopf rechtwinklig abgebogen und breitgeschlagen. Wohl 14. Jahrhundert. Schnitt Nord, Inv. Nr. 100/1/113, 131.

40
Beschlagnagel mit dünnem, rechteckigem, breitgeschlagenem Kopf, vermutlich Zierbeschlag. Wohl 14. Jahrhundert. Schnitt Süd, Inv. Nr. 100/1/18.

4.5.7 Baukeramik

41
Bruchstück eines *Hohlziegels* mit eckiger Nase. Aussen- seite von Hand glattgestrichen, Innenseite gesandet. Hellroter, harter Brand. Wohl 13./14. Jahrhundert. Lese fund, Inv. Nr. 100/1/171.

Im Fundgut sind insgesamt 36 Bruchstücke mit Nasen verzeichnet.

Furrer gibt die Masse von einem ganzen Hohlziegel, den er 1910 in der Burg fand: Länge 42 Zentimeter, Breite 9 bis 12 Zentimeter [49].

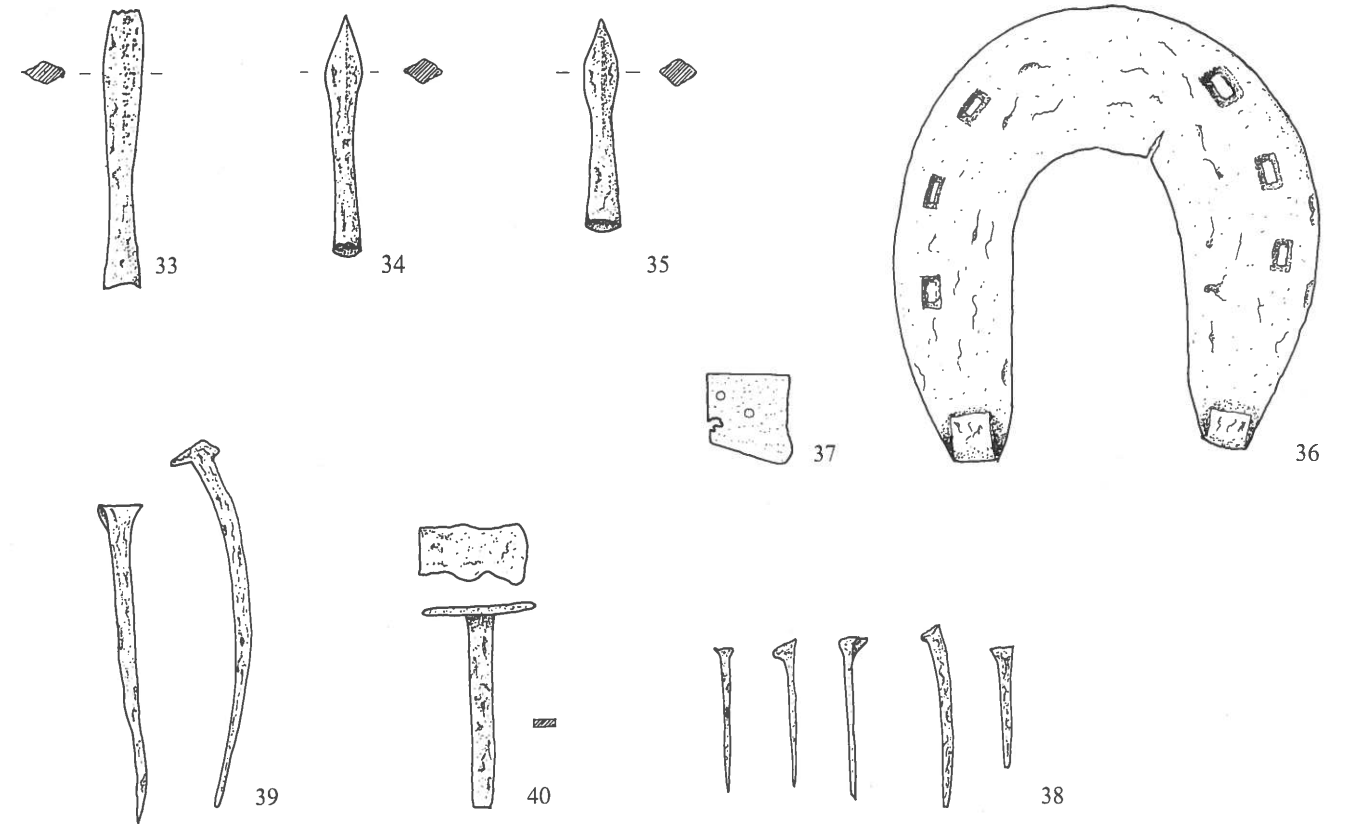
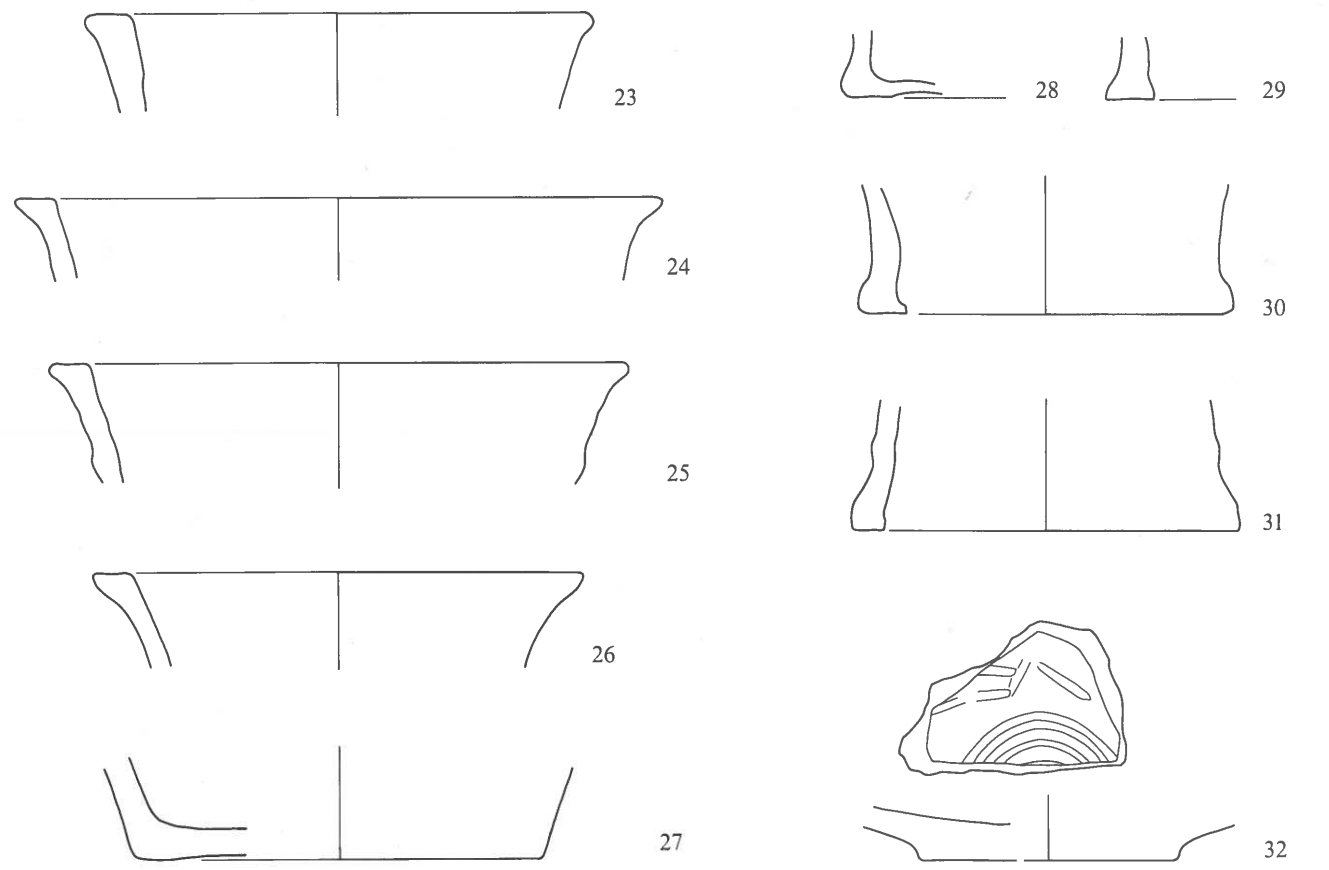
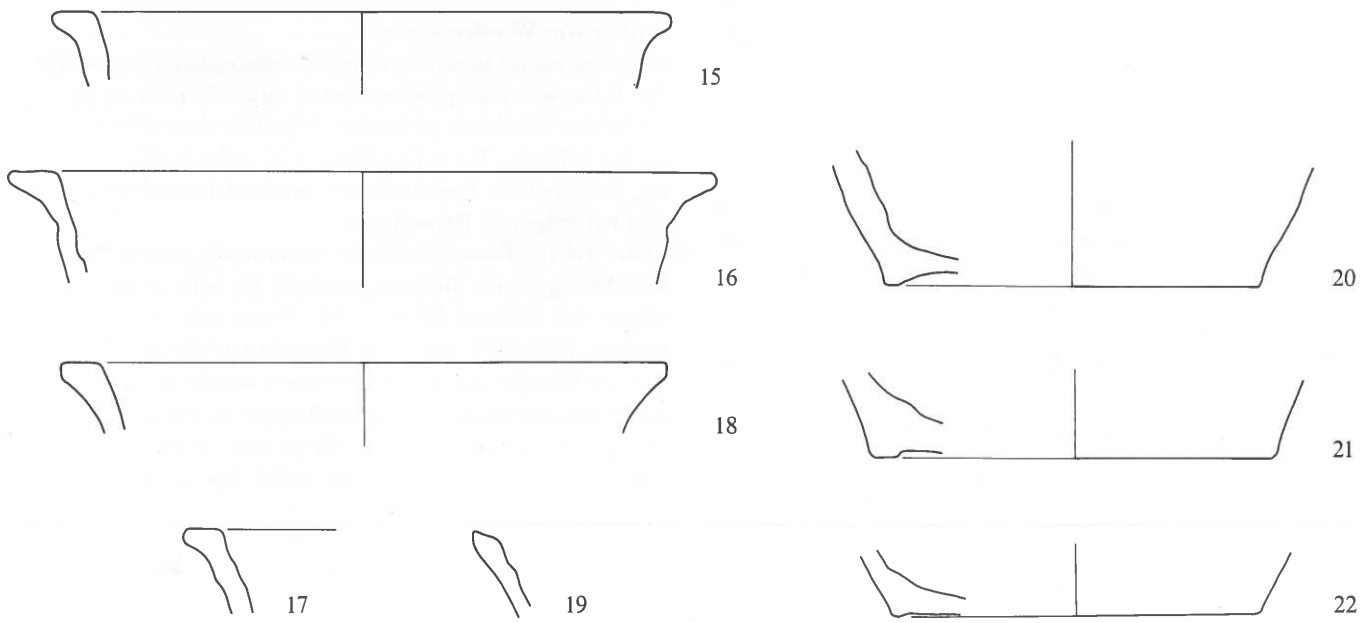
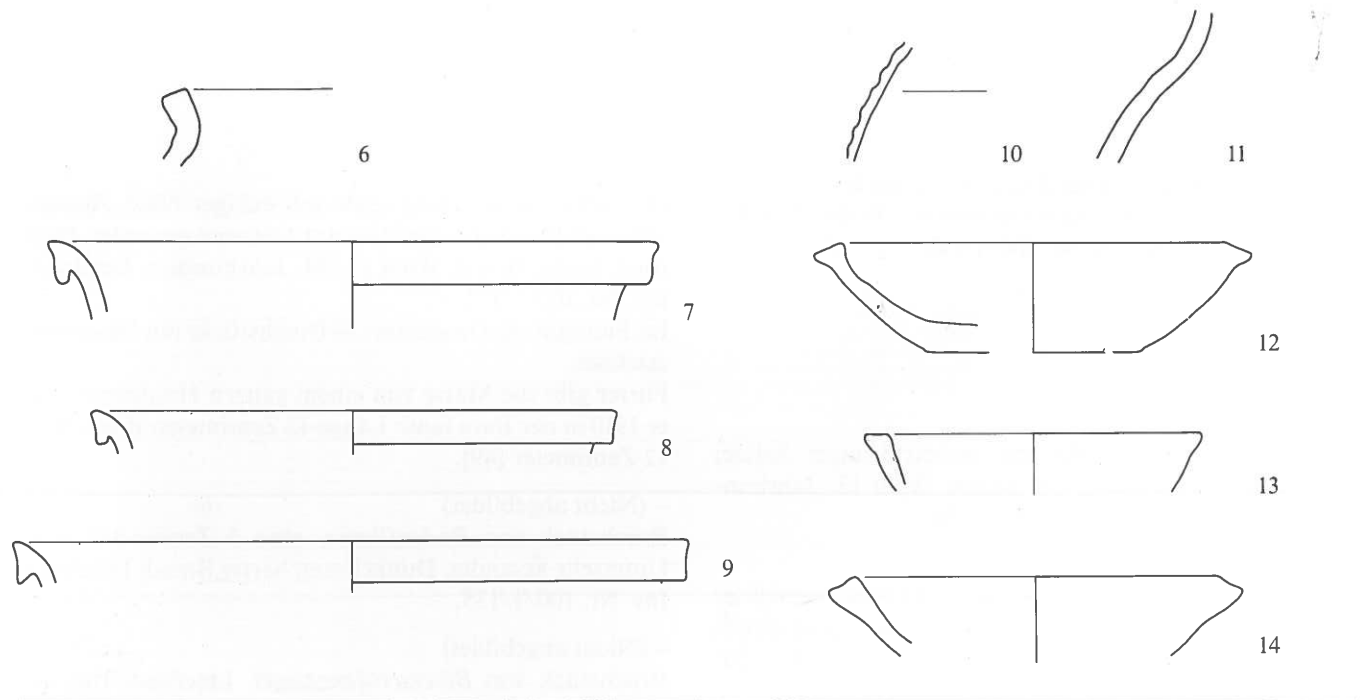
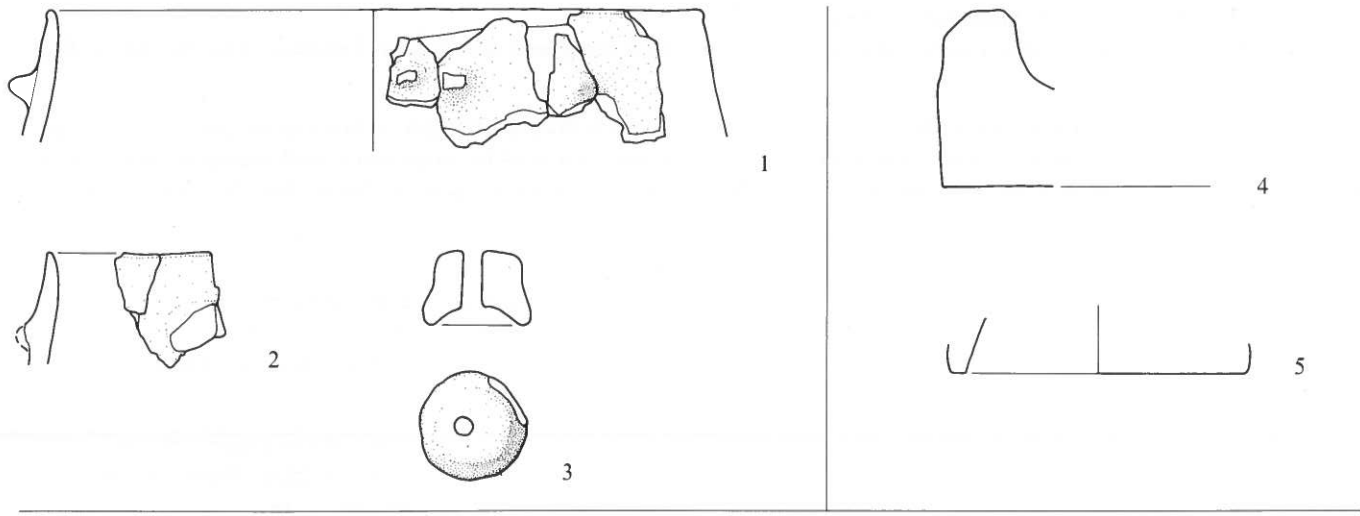
– (Nicht abgebildet)
Bruchstück von *Bodenfliesen*, etwa 3 Zentimeter dick, Unterseite gesandet. Dunkelroter, harter Brand. Lese fund, Inv. Nr. 100/1/135.

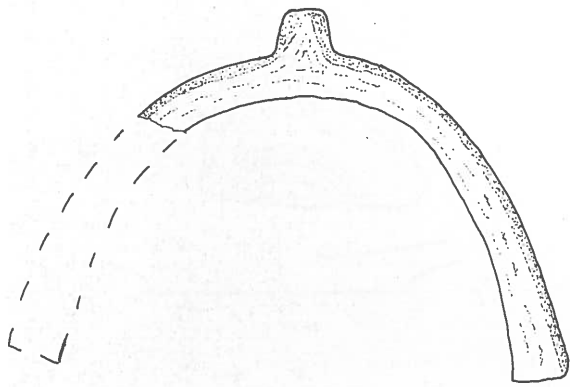
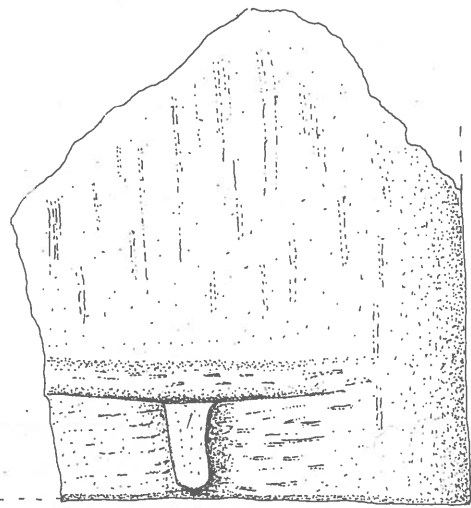
– (Nicht abgebildet)
Bruchstück von *Biberschwanzziegel*. Lese fund, Inv. Nr. 100/1/136.

Stufen von Wendeltreppe:

Furrer erwähnt in einem seiner Grabungsberichte, er habe im Turm von Obergösgen Stufen einer Wendeltreppe aus rötlichem Sandstein gefunden [50]; über deren Verbleib ist nichts bekannt. Diese Erwähnung ist jedoch nicht unwichtig, denn bei der Beschreibung der Stadtkirche Aarau finden wir folgende Bemerkung:

«Die frei im Raum stehende, vermutlich zeitgenössische Wendeltreppe im Turmerdgeschoss ist nach Zemp ein in seiner Art seltenes Werk.» [51]. Wenn wir uns daran erinnern, dass 1471 die Burg Obergösgen für den Neubau der Stadtkirche Aarau abgebrochen wurde, dann erweckt diese Beschreibung der Wendeltreppe in Zusammenhang mit der Erwähnung von im Turm von Obergösgen noch vorgefundenen Wendeltreppen-Teilen den Verdacht, diese Treppe im Turm der Kirche sei vom mittelalterlichen Burgturm von Obergösgen direkt übernommen worden. Wir können dies leider nicht überprüfen, denn die von Furrer aufgefundenen Wendeltreppenteile sind verschollen.





Fundkatalog Obergösgen

- Alle Funde sind im Massstab 1:2 abgebildet.
- Bei mehreren Inv. Nr. ist das jeweils abgebildete Exemplar halbfett.

5. Siedlungsgeschichtliche und historische Fragen

Die Ergebnisse der archäologischen Untersuchung an der Burgruine Obergösgen stellen die Siedlungsgeschichte des Gäus und die Familiengeschichte der Freiherren von Obergösgen vor neue Fragen. Es ist hier jedoch nicht der Platz, alles darzustellen und die offenen Fragen zu beantworten, wir müssen uns mit Andeutungen begnügen.

Als Zeugnis prähistorischer Siedlungstätigkeit muss das Erdwerk Obergösgen wegfallen. In der 1910 kartierten Form mit drei konzentrisch angeordneten Wällen um einen schmalen Kernhügel ist das Erdwerk als Holz-Erde-Burg des 10./11. Jahrhunderts anzusprechen. Offen bleibt, ob vor dem Bau der frühmittelalterlichen Wallanlage bereits eine bronzezeitliche Wehrsiedlung bestand, die für die Bedürfnisse der Burgenzeit angepasst wurde.

Als Stammsitz der Freiherren von Göschen dürfte die Holz-Erde-Burg unbestritten sein. Urkundlich erwähnt wird 1161 ein «Bernerus de Gozequouon» in einer Urkunde von Ortlieb, Bischof von Basel [52]. Er ist in dieser Urkunde als Zeuge einer Kirchenvergabe aufgeführt, an 8. Stelle nach den Herren von Asuel und Pleujouse. Noch abzuklären bleibt, warum der Gösger als einziger südlich des Juras lebender diese Urkunde unterzeichnet, während die übrigen Zeugen alle aus dem Jura stammen (Pleujouse, Massevaux, Bonfol, Boécourt, Delémont).

Im Jahre 1224 wird ein Erhardt von Göschen mit seinen beiden Söhnen G(erhard) und H erwähnt [53]. Gerhard von Göschen erhält um 1230 vom Stift Schönenwerd die Erlaubnis, auf Stiftsgebiet eine Burg zu bauen [54]. Es ist nun denkbar, dass die beiden Söhne von Erhardt sich in den väterlichen Grundbesitz teilten: der eine blieb auf der alten Burg und baute den Turm – die heutige Turmruine Obergösgen –, während der andere, namentlich bekannte Gerhard [55] sich eine neue Burg – die Burg Niedergösgen – bauen musste. Beide Burgen waren im 13. und 14. Jahrhundert gleichzeitig bewohnt.

Im 14. Jahrhundert war der Burgturm von Obergösgen in den Besitz des Ritters Gilg von Rubiswile (Rupperswil) gekommen, dessen Sohn Johann die Burg Obergösgen 1373 seinem Onkel Konrad von Stoffeln vererbte. Dessen Tochter erhielt 1380, anlässlich ihrer Hochzeit mit Rudolf III von Hallwil, den Turm. 1458 erwarb Solothurn die Herrschaft Göschen und verschenkte kurz darauf die Burg Obergösgen der Stadt Aarau als Steinbruch.

6. Die Konservierung der Turmruine

Durch das jahrhundertelange Abtragen des natürlichen Untergrundes durch die Aare war der Burgturm von Obergösgen fast vollständig unterhöhlt worden. Die noch erhalten gebliebenen Partien der West- und Ostmauer waren überhängend und drohten einzustürzen; es galt also als erstes, diese Teile zu unterfangen. Da der Bereich südlich der Burg 1914/15 mit lockerem Ausbruchmaterial vom Kanalbau aufgeschüttet wurde, drängte sich eine massive Fundierung der neu aufzubauenden Stützmauer unter die

West- und Ostmauer auf. Zu diesem Zwecke wurden zwei je 8 Zentimeter dicke, armierte Betonplatten in den Boden eingelassen. Auf diese Platte wurde ein Mantelmauerwerk aus Kalkbruchsteinen gestellt, das sich in Material und Struktur möglichst dem bestehenden Mauerwerk anpasst. Der zwischen den Mantelmauern entstandene Hohlraum wurde anschliessend mit Beton ausgegossen. Auf diese Weise stützt ein von Bruchsteinmauerwerk verdeckter Betonkeil die überhängende Mauer.



Die überhängenden Partien wurden mit einem mit Bruchstein verkleideten Betonkeil unterfangen.

Im Bild der Aufbau der Bruchsteinschale.

Wie bereits erwähnt, entstand der Raum zwischen den Fundamentmauern durch Auswaschen des ursprünglich dort liegenden Juraschotters. Dadurch ist auch der einst aufliegende etwa 60 Zentimeter starke Plattenboden zu einem freihängenden Boden geworden. Da er aber nicht als tragendes Gewölbe konzipiert war, bestand die Gefahr, dass er einstürzen würde. Eine einfache Lösung hätte darin bestanden, diesen Hohlraum mit Kies aufzufüllen und entsprechend zu verfestigen. Damit wäre theoretisch der originale Bauzustand wieder erreicht worden. Doch aus Gründen des Naturschutzes sollte der Raum unter dem hängenden Boden freibleiben; es musste also eine andere Lösung gefunden werden. Es wurde ein vorgefertigter Betonsturz eingezogen, der in der West- und Ostmauer verankert ist. Auf der Innenseite dieses Sturzes liegen sechs feuerverzinkte Hohlträger auf, die den Plattenboden tragen. Der auf den ersten Blick vielleicht störende Betonsturz wurde bewusst nicht mit Bruchstein bedeckt, um

dem Besucher deutlich zu machen, dass dieser Sturz als Sicherungsmassnahme eine Zutat unserer Zeit ist. Im mittelalterlichen Burgturm war an dieser Stelle überhaupt keine künstliche Stützkonstruktion, sondern eben nur der feste Juraschotter. Dies lässt sich durchaus mit den Ideen der Denkmalpflege vereinbaren, zumal durch diese Konstruktion die Möglichkeit besteht, den Unterschied zwischen sonst verborgenen Fundamentmauer und frei aufgehendem Mauerwerk zeigen zu können.

Der Kraut- und Buschbewuchs auf der Mauerkrone brachte es mit sich, dass Regen- und Schmelzwasser durch Ritzen und Fugen in den Mauerwerk eindringen konnten und dort das Mauerwerk vor allem durch Frostsprengung lockerten. Nachdem alle Wurzeln mechanisch durch Ausreissen entfernt waren, wurde mit einer Steinlage aus grösseren und kleineren Steinen ein Deckel auf die Mauerkrone gebracht, wobei besondere Beachtung dem Verschiessen von Fugen zwischen Stein und Kronenmörtel

geschenkt wurde. Auch an den Mantelmauern der beiden Seitenmauern wurden allzu grosse Fugen und Löcher mit Steinen und Kalk-Zement-Mörtel ausgefüllt. Im Turminnern wurde die in zwei Lagen noch erhaltene Tuffverkleidung um zwei bis drei Lagen neuer Tuffsteine ergänzt. Masse und Lage der Quader entsprechen dabei der ursprünglichen Situation, da diese durch genaue Beobachtung am noch erhaltenen Mauerwerk rekonstruiert werden konnte.

An der Nordausseiwand wurde der Fundamentsockel aus Tuff nur teilweise ergänzt, da vorallem in den Eckbereichen die ehemalige Situation nicht rekonstruiert werden konnte. Verzichtet wurde hingegen auf das Einbringen des rötlichen Fugenmörtels, wie er im Original vorhanden war. Die nördlich der Burg entdeckte ältere Mauer wurde nicht sichtbar gelassen, sondern wieder mit Aushubmaterial zugedeckt.



Die Tuffsteinauskleidung der Tankzisterne wird dreiseitig rekonstruiert, wobei Lage und Grösse der Blöcke den im Mauerwerk noch vorhandenen Resten entsprechen.



Zustand der Turmruine vor Beginn der Konservierungsarbeiten im Frühjahr 1987.



Zustand der konservierten Turmruine im Sommer 1987.

7. Das Biotop «Burgruine»

Wie bereits erwähnt, mussten bei den Konservierungsarbeiten auch Belange des Naturschutzes beachtet werden. Bei einer eingehenden Diskussion zwischen Denkmalschutz und Naturschutz kam es auch zu einer juristisch widersprüchlichen Situation: die Burgruine Obergösgen steht unter Denkmalschutz, das Denkmal steht jedoch in einem Naturschutzgebiet. Die Burgruine ist als geschütztes Objekt gemäss den Verordnungen des Denkmalschutzes vor dem gänzlichen Verfall zu bewahren. Das kann nur durch entsprechende bauliche Massnahmen erreicht werden. Gleichzeitig steht die Burgruine jedoch in einem kantonalen Naturschutzgebiet, wo jegliche Bautätigkeit und Rodungstätigkeit stark eingeschränkt, wenn nicht gar verboten ist.

In der Diskussion vor Ort konnte es aber gar nicht darum gehen, diesen grundsätzlichen Widerspruch zu lösen, sondern er galt, bei den Sanierungsarbeiten soweit als möglich Rücksicht auf die umgebende Natur und den Lebensraum «Burgruine» zu nehmen. Als Grundlage dazu wurde auf Weisung des Beauftragten für Naturschutz im Amt für Raumplanung Solothurn ein Naturinventar erstellt, das deutlich machen soll, worin dieser spezielle Lebensraum denn überhaupt besteht [56]. Dieser ist wohl den meisten kaum richtig bekannt, und kann deshalb in seiner Bedeutung nicht richtig gewürdigt werden. Vor allem wenn es darum geht, diesen Lebensraum durch eine bevorstehende Konservierung stark einzuschränken oder gar zu zerstören.

Um dem Leser eine Vorstellung geben zu können, was an einer Burgmauer alles lebt und wächst, geben wir nachfolgend die beiden die Burgmauern betreffenden Teile des Inventars in vollem Wortlaut wieder [57].

Pflanzengesellschaft feuchter Kalksteinfugen (Asplenio-Cystopteridetum)

Die südlich orientierte Ruinenmauer ist reich strukturiert und im unteren Teil unterhöhlt. Sie wird stellenweise schwach aber wahrscheinlich dauernd von Wasser überrieselt. Diese feuchten bis nassen Stellen sind auf grösseren Flächen von einem samtartigen Moospolster bedeckt, dem Rieselfelsenmoos (*Eucladium verticillatum*). Die etwas trockeneren Mauerspalt- und -ritzen sind von der Pflanzengesellschaft der «feuchten Kalksteinfugen» (*Asplenio-Cystopteridetum fragilis*) besiedelt. Die der Gesellschaft den Namen gebenden Pflanzenarten – die Mauerraute (*Asplenium Ruta-muraria*) und der Zerbrechliche oder Gewöhnliche Blasenfarn (*Cystopteris fragilis*) – sind hier stark vertreten. Auffällig sind die in den Nischen des Mauerwerks gebauten Trichternetze der Finsterspinne (*Amaurobius* sp.)

Vegetations-Gesellschaftstyp: Ruinenwand-Südseite

Kräuter

evtl. Keimpflanze von Springkraut (*Impatiens* sp.)

Farne

Mauerraute (*Asplenium Ruta-muraria*)

Zerbrechlicher Blasenfarn (*Cystopteris fragilis*)

Moose

Eucladium verticillatum

Mauer-Drehzahnmoos (*Tortula muralis*)

Echtes Sternmoos (*Mnium stellatum*)

Mauer-Schnäbeldeckelmoos (*Rynchosygium murale*)

Schnecken

Kleine Schliessmundschnecke (*Clausilia parvula*)

Bauchige Schliessmundschnecke (*Macrogastra ventricosa*)

Glatte Schliessmundschnecke (*Cochlodina laminata*)

Zahnlose Glanzschnecke (*Balea perversa*)

Kleine Walddeckelschnecke (*Cochlostoma septemspirale*)

Weitmündige Glanzschnecke (*Aegopinella nitens*)

Riemenschnecke (*Helicidonta obvoluta*)

Steinpicker (*Helicigona lapicida*)

Andere wirbellose Tiere

Netze der Finsterspinne (*Amaurobius* sp.)

Netze der Baldachinsspinne (*Linyphia* sp.)

Vegetationsgesellschaftstyp: Ruinenwand West/Ost

Sträucher

Hecken-Geissblatt (*Lonicera Xylosteum*)

Efeu (*Hedera helix*)

Kräuter

evtl. Keimpflanze von Springkraut (*Impatiens* sp.)

Moose

Echter Wolfsfuss (*Anomodon viticulosus*)

Gem. Glockenhutmoos (*Encalypta vulgaris*)

Schnabel-Sternmoos (*Plagiomnium rostratum*)

Echtes Seidenmoos (*Homalothecium sericeum*)

Glatte Neckermoos (*Neckera complanata*)

Haar-Birnmoos (*Bryum capillare*)

Gem. Spaltmoos (*Schistidium apocarpum*)

Da man von Seiten des Naturschutzes nicht auf einem völligen Konservierungsverbot beharrte, wurden Vorschläge unterbreitet, wie der Lebensraum «Burgruine» trotz Konservierungsmassnahmen entsprechend erhalten werden kann.

So sollte etwa der Termin für die Arbeiten in den Sommer gelegt werden, damit die Brutvögel möglichst wenig gestört werden. Im weiteren sollten die Fugen und Hohlräume im Mauerwerk erhalten bleiben und das feuchte Fundament nicht mit Kies zugeschüttet werden.

Aus der Erkenntnis, dass auch die radikalste Konservierung einer Mauer den Einwirkungen der Natur nicht widerstehen kann, wurde für die kommende Zeit ein Pflegeplan gefordert, wobei die Ruinenmauern ausschliesslich mechanisch gehölzfrei gehalten werden sollen. Auf den Einsatz von Herbiziden und Arboriziden ist zu verzichten. Mit Ausnahme des Freihaltens der Fugen an bestimmten Stellen konnte diesen Anträgen entsprochen werden. Hauptdiskussionspunkt war das Freihalten des Fundamentbereiches im Turminnern. Aufgrund des botanischen Gutachtens wurde festgestellt, dass dort die spezielle Pflanzengesellschaft der feuchten Kalksteinfugen ihren Platz hat. Diese Gesellschaft, allgemein als feuchte Fels-spaltengesellschaft bezeichnet, ist in den Alpen, im Jura und auch im hügeligen Mittelland weitverbreitet. Die der Gesellschaft den Namen gebenden Pflanzenart – die Mauerraute und der Gewöhnliche Blasenfarn – sind denn auch nicht durch spezielle Bestimmungen geschützt. Hingegen ist diese Pflanzengesellschaft im Flachland fast ausschliesslich auf die Aussenfassaden von unrestaurierten Mauern beschränkt, und deshalb durch Konservierung im Rahmen des Denkmalschutzes akut gefährdet. Im Grunde ist nicht die Pflanzenart, sondern der spezielle, sekundäre Standort gefährdet!

Aus diesem Grunde wurde der Fundamentbereich des Turmes weitgehend unkonserviert belassen. Es wurde auch auf das Einfüllen von Kies verzichtet, und man wählte für die Stabilisierung des freihängenden Plattenbodens die im Kapitel «Konservierung» beschriebene Form mit Betonsturz und Hohleisensträger.

Anmerkungen:

- [1] H. Brunner, in *Burgen, Brücken und Fähren im Gösgeramt, Däniken* 1986, S. 24, 33 und 35.
- [2] *Topographischer Atlas*, Blatt 152, Ausgabe 1881.
- [3] Abbruch durch Erosion der Burgfelsen ist eine Erscheinung, der auch andere Burgen bereits zum Opfer fielen, vgl. Fr. Knoll, *Urstein (Herisau/AR)*, in: *Nachrichten des Schweizer. Burgenvereins* 1977/1.
- [4] Vgl. J. Rahn, *die mittelalterlichen Kunstdenkmäler des Cantons Solothurn*, Zürich 1893, S. 87.
- [5] *StA SO*: G 25, Kc 6.
- [6] *StA SO*: Ck 3.
- [7] *StA SO*: F 65, 1/2.
- [8] *StA SO D* 31,4/D 31,6.
- [9] Rahn 1893 (S. Anm. 4), S. 87.
- [10] A. Furrer, *Refugium und Schloss Obergösgen*, in: *Anzeiger f. Schweizer. Altertumskunde (ASA)* Bd. 12, 1910, S. 266–283. *Topographischer Plan* S. 267, Abb. 1; *JbSGU* 4/1911, S. 149/150.
- [11] Furrer 1910 (S. Anm. 10), S. 269. Ein Gipsmodell der Burg Obergösgen und ihrer Umgebung kann heute noch im Museum Bally-Prior in Schönenwerd besichtigt werden.
- [12] Furrer 1910 (S. Anm. 10), S. 270, Abb. 3.
- [13] Furrer 1910 (S. Anm. 10), S. 271.
- [14] Furrer 1910 (S. Anm. 10), S. 271.
- [15] A. Furrer, *Das Refugium auf dem Eppenberg*, in: *ASA* 10/1908, S. 177–190.
- [16] A. Furrer, *Die Grabhügel von Obergösgen*, in: *ASA* 2/3, 1904/05, S. 65–87.
G. Lüscher, *Eine frühlatènezeitliche Nachbestattung in einem Halstatt-Grabhügel bei Obergösgen*, in: *archäologie der schweiz* 4, 1981/2, S. 52–56.
- [17] *JbSGU* 7/1914, s. 135.
- [18] *JbSGU* 8/1915, S. 83.
- [19] E. Lüthi, *Die Alamannen der Westschweiz und Beiträge zur Berner Burgenforschung*, Bern 1966 (Sammelband von Einzelveröffentlichungen im *Pionier*, Organ der Schweizer. permanenten Schulausstellung in Bern 1901–1920).
Zu Obergösgen speziell, vgl. E. Lüthi, *Koppigen*, in *Pionier* 1918, S. 62–68 (1966: 219–20).
- [20] Vgl. Furrer 1910 (S. Anm. 10), S. 274 und Abb. 5.
- [21] Die Angaben zu Eppenberg und Dickenbännli aus: *archäologie im grünen 5: Archäologische Wanderungen im Kanton Solothurn* (= Beilage zu *archäologie der schweiz* 4, 1981/2).
- [22] M. Ringier, zur Entwicklung der Landschaft um Schönenwerd, in: *Geographica helvetica* 4, 1951, S. 65–108. Zur Rekonstruktion von Aareläufen vgl. bes. Abb. 9, S. 78.
- [23] *Burgenkarte der Schweiz und des angrenzenden Auslandes*, 1:200000, Blatt 1, Bern 1976.
- [24] W. Meyer, *die Holz-Erde-Burg «Salbüel» bei Hergiswil (LU)*, in: *Heimatkunde des Wiggertales* 40, 1982, S. 113ff.
Zur Datierung von Holz-Erde-Burgen allgemein vgl. W. Meyer, *Das Grosse Burgenbuch der Schweiz*, Zürich 1977, S. 229–230.
- [25] Vgl. Furrer 1910 (S. Anm. 10), S. 272–272 und Abb. 4.
- [26] Vgl. Meyer 1977 (S. Anm. 24), S. 224.
- [27] H.-M. von Kaenel, *Eine mittelalterliche Emailfibul von der Burg Fenis*, in: *archäologie der schweiz* 3, 1980/2, S. 123–125.
- [28] Vgl. W. Meyer, *Frühe Adelsburgen zwischen Alpen und Rhein*, in: *Nachrichten d. Schweizer. Burgenvereins* 1984/3, S. 79, Anm. 41, 52.
- [29] Vgl. Meyer 1984 (S. Anm. 28), S. 78, Anm. 39.
- [30] Furrer 1910 (S. Anm. 10), S. 271.
- [31] W. Drack, *Hufeisen – entdeckt in, auf und über der römischen Strasse in Oberwinterthur*, in: *Bayerische Vorgeschichtsblätter* 55, 1990, S. 192–239.
- [32] Vgl. Chr. Matt, *Der Grosse Chastel bei Bad Lostorf, ein spätrömisches Refugium im Solothurner Jura*, in: *Archäologie des Kantons Solothurn* 5, 1987, S. 111–113.
- [33] Vgl. Werner Meyer, *Burgenbau und Herrschaftsbildung zwischen Alpen und Rhein im Zeitalter der salischen Herrscher*, in: H. W. Böhme (Hrsg.) *Burgen der Salier*, Teil 2, Sigmaringen 1991, S. 327.
- [34] Vgl. G. Binding/N. Nussbaum, *Der mittelalterliche Baubetrieb nördlich der Alpen in zeitgenössischen Darstellungen*, Darmstadt 1978, S. 78.
- [35] ETH, *Technologisches Labor des Instituts für Denkmalpflege* (Brief 17.5.1988): «Die Mörtelprobe 2 (oberer Teil) ist versintert, gut abgestuft und schön verdichtet. Mörtelprobe 3 (Fundamentbereich) ist stark versintert und weist ebenfalls gute Kornabstufung auf. Sie ist weniger verdichtet und magerer als Probe 2. Dies könnten aber zufällige Unterschiede sein.
- [36] ETH, *Institut für Denkmalpflege, Technologisches Labor* (Brief 17.5.1988): «Die rötliche Färbung des Mörtels beruht auf Ziegelschrot und -mehl, welche in der Probe unregelmässig verteilt sind. Sie wurden der hydraulischen Wirkung wegen beigegeben.»
- [37] Vgl. N. Kaspar, *Burgruine Alt-Wülflingen: Rote Fugenmalerei an mittelalterlichen Fassaden des 13. Jahrhunderts*, in: *Nachrichten des Schweizer. Burgenvereins* 1984/4, S. 88.
- [38] Der Burgturm Gösgen wurde ja 1471 für den Bau der Stadtkirche Aarau abgebrochen. Dabei sind wohl auch die Tuffsteinblöcke mitgenommen worden, denn in den Kirchenmauern sind verstreut Tuff beobachtet worden. Vgl. *Kunstdenkmäler Kt. Aargau*, Band 1, Basel 1948, S. 46.
- [39] Vgl. F. de Quervain, *Die nutzbaren Gesteine der Schweiz*, Bern 1969³, S. 188–191.
- [40] Eine Auswahl von Tankzisternen auf Burgen in der Schweiz: Neuburg GR, Löwenburg JU, Montorge VS, Friberg bei Truns GR, Campell GR, Castel Grande, Bellinzona TI, Lichtenstein GR, Beauregard VS, Greifenstein GR, Frohburg SO, St. Maria di Calanca GR, Alt-Bechburg SO.
- [41] Vgl. Wildenburg, *Die Geschichte der Wildenburg und ihrer Bewohner*, hrsg. vom Verein Pro Wildenburg 1986, S. 47 und 112.
Für O. Piper, *Burgenkunde*, München 1912³ (1967), S. 508 war ein Brunnen oder gar eine Zisterne im Turminnern undenkbar.
- [42] Vgl. W. Meyer, *Zisternen auf Höhenburgen der Schweiz*, in: *Burgen und Schlösser* 1979/II, S. 84–90.
- [43] Vgl. Furrer 1910 (S. Anm. 10), S. 277.
- [44] Vgl. Furrer 1910; *JbSGU* 7/1914; 8/1915 (S. Anm. 10, 17 und 18).
- [45] *Historisches Museum Olten*, Fundkomplex 100/1.
- [46] Vgl. Werner Meyer, *Die Burgruine Alt-Wartburg im Kanton Aargau*. (= Schweizer Beiträge zur Kulturgeschichte und Archäologie des Mittelalters Bd. 1), Olten 1974.
- [47] Vgl. Werner Meyer, *Die Frohburg 1973–1977*. (= Schweizer Beiträge zur Kulturgeschichte und Archäologie des Mittelalters Bd. 16) Zürich 1989.
- [48] Vgl. Furrer 1910 (S. Anm. 10), S. 271.
- [49] Vgl. Furrer 1910 (S. Anm. 10), S. 277.
- [50] Vgl. Furrer 1910 (S. Anm. 10), S. 277.
- [51] Vgl. *Kunstdenkmäler des Kantons Aargau*, Band 1, Basel 1948, S. 46.
- [52] Trouillat, *Mom.* I, nr. 341; vgl. dazu W. Merz, *Freie von Göskon*, in: *Genealogisches Handbuch zur Schweizer Geschichte*, Bd. 1: *Hoher Adel*, S. 319–326, Zürich 1900–1908.
- [53] *Fontes rer. Bern.* II, 58.
- [54] Vgl. W. Meyer, *Burgen von A bis Z*, *Burgenlexikon der Regio*, Basel 1981, S. 215.
- [55] Gerhart I (1224)–1267†.
- [56] Das Inventar und Gutachten wurde erstellt von Georg Artmann (Obergösgen), Werner Schwaller (Olten), Johannes Denking (Mümliswil) und Axel Budde (Solothurn), *M Schr.* 18 S, Solothurn Mai 1986.
- [57] *Naturinventar* 1986, S. 6 und 18.